

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Neuenbildung. Von Lucia Para Prost	433
Um das Leben. Von Hans Müller	446
Bonum und Kapital. Von Artur Jentsch	447
Ladgen. Von Arthausen	454
Meine Jugend. Von Joseph Rößler	463
Die Banken. Von Leben	467

Nachdruck verboten.

▼
Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Wilhelmstraße 8a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Wer abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten, steht bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 38.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzgl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beteiligung zu
zeitgemässen Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-11 Uhr.

Mampes Gute Stube

gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse.
Vornehmste Litschee-Stube der Reichshauptstadt.
Exquisite Säfte und Frühstücke-Weine.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Neu eröffnete Häuser ersten Ranges

Restaurant im vornehmsten Stil

Grill-room

Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant.

Friedrichstrasse 67,
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Treffpunkt der
Weinkenner!

Alle Waffen
sind

staatlich
geprüft



Fabrik Z.
umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene Schusswaffen als Jagd- u. Scheibenpfeife, automatisch. Repetier-Buchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Tschirn, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.



Die Zukunft.

Berlin, den 20. März 1909.

frauenbildung.

Da in Indien erweist man dem weißen Elefanten königliche Ehren, wie einst in Egypten dem Stier, in China dem Drachen, dem Hulman bei den Hindus und der Schlange bei den Semiten. Kein Volk giebt es, bei dem nicht Reste dieses Thierdienstes noch vorhanden sind; er herrschte über die ganze Erde. Er war kein Resultat von Furcht und Dummheit, wie die Überhebung unsrer Geisteskultur anzunehmen liebt, sondern wurde von der Urweisheit des Menschengeschlechtes gefordert: die Heiligung eines bestimmten Thieres (des Landesthieres) erhielt den Charakter eines Stammes konstant: sie züchtete (wie die der römischen Wölfin); und sie bewahrte ferner vor den Entwickelungen, die von der Ausgeschlossenheit und Empfänglichkeit des Menschen drohen. Das Beides beabsichtigt war, beweist die Verbindung des Thierdienstes mit Heirathsvorschriften, wie sie im Totemismus erhalten ist, und mit dem Ahnenkultus. Der Urmensch (oder sein Priester) fürchtete nicht die Thiere, sondern die Entwicklung; also Das, was man heute Entwicklung oder höhere Bildung nennt.

Je höher die Civilisation steigt, desto nöthiger wird ein solcher Kultus. Aber um so schwerer ist er auch zu erhalten. Bei den Griechen ist zu verfolgen, wie der Thierdienst seine Macht verlor. Um Rüngsten erhielt er sich noch in volkstümlichen Festen als Heiligung des thierischen Prinzips. Man versuchte, mit des Dionysos Hilfe, ein Thier auf eigene Faust zu sein. Aber der apollinische Griech ging darüber hinaus. „Unmöglich wäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen“, sagt Goethe, „eine Göttin säugend vorzustellen . . . Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht, die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphismus, kein Anthropomorphismus!“ Das lief aber nicht gut ab, sondern war der Anfang vom Ende. Und wir sind die Erben. Auf griechischen und jüdischen Theo-

morphiēmen beruht unsere Religion; und wir haben unseren eigenen hinzugefügt: die Entwicklungstheorie. Nun ist Alles umgekehrt. Statt der Entschiedenheit und Vorbildlichkeit des Thieres herrscht der schrankenlose Geist und Gott, statt der Echaltung herrscht Entfesselung, statt des Ahnenkultus das verhängnisvolle, das zweischneidige Wort, das verkehrteste Wort, das je gesprochen wurde: das Land Eurer Kinder sollt Ihr lieben!

Das Verkehrteste fällt heute nicht mehr auf; die Wahrheit macht Schmerzen und das Nothwendige wird unmöglich. Unser modernes Bewußtsein erträgt die Heiligung des thierischen Prinzips nicht mehr. Was einst heilig, uternhaft und jenseits von Freude gestellt war, ist ein mehr oder weniger edles Spiel geworden. Die civilisirte Menschheit (wie sie ist, nicht, wie sie sein soll) hat einen Reiz des Lebens daraus gemacht. Sie hat das Thier hedonistisch. Liebe ist Lebensgenuss: diese fluchwürdige Weisheit ist die verbreitetste Weisheit. Man verarbeitete das Thier, um sich zu delektiren, zu zerstreuen, zu trösten. Aber auch sonst verfahren wir nicht besser mit unserer Physik. Wir haben das Thier rationalisiert. Ist nicht die moderne Art, zu arbeiten, die selbe unverschämte Ausnutzung physiologischer Fähigkeiten? Den Tiersprung des Gedankens haben wir gezähmt und ökonomisiert, aus Muskeln und Nerven ein Steppenwerk gemacht, um unsere Tretmühlen zu treiben und unseren Gewinn zu steigern. Und schließlich: wie haben das Thier reflektirt. Unsere Intelligenz, unser reiches Erbe aus der Menschenthierzeit: auch von ihr wollen wir Genüsse; wir bilden sie aus, um Bildungsfreuden zu haben, um uns selbst schmeicheln zu lernen, um uns in falschen Spiegeln zu sehen, um über uns hinauszukommen und zu genießen, was wir nicht besitzen. Liebe, Arbeit, Bildung: die selbe Versündigung, die selbe Prosanierung des Thieres. Wir saugen an unserem eigenen Mark, wir treiben Raubbau am eigenen Leibe. Und empfinden es nicht, wie noch die Griechen der besten Zeit, als frevelhaft die Herausforderung der Natur, sondern als preiswürdigsten Zustand. Wir bauen dieser Dreieinigkeit Tempel und halten ihr Priester. Sie ist unsere höchste Idee vom Menschenthum.

Diese Civilisation mag dem Mann angemessen sein; er sieht ja die Geschichte anders an. Seine Unbändigkeit hat sie jedenfalls verschuldet. Er hat einen Überschuss und ist wesentlich entlastet; er mag diese Civilisation also besser aushalten als wir, ihrer sogar in gewissem Grade bedürfen; und schließlich ist er der Reingewinn im Leben, der verbraucht werden kann zu nutzlosen und gefährlichen Dingen. Auch ist nichts mehr rücksängig zu machen. Aber warum thut man den letzten Schritt? Warum zieht man die Frauen gänzlich in diese Welt hinein? Sie bilden den für die Echaltung einer Gesellschaft wesentlichen Theil. Deshalb bestanden die Gesetze der alten Kulturgemeinschaften stets mit unerbitterlicher Strenge darauf, daß die Frau vom der Civilisation abgeschnitten und ihr ein sicherer Platz gegeben wurde.

Man versucht dabei nicht immer glücklich, meist gar zu radikal; der sichere Platz hatte oft verzweifelte Wehnenlichkeit mit einem Rätsel. Das ist auf die Dauer nicht durchführbar. Man befreite die Frau. Dadurch kam sie aber in die größte Spannung. Ihr natürliches Leben führt sie immer wieder tief in die Thierheit zurück und die Civilisation bot ihr nur die letzten, meist die gefährlichsten Blüthen. Ihre Existenz umspannte jetzt die stärksten Gegensätze. Die Anlage ihres Lebens wurde romantisch. Nun begann für sie das Problem, im vollen Licht einer hohen Civilisation so viel Animalität zu bewahren, wie zum gesunden Bestehen nötig ist: das Problem der Frauenkultur. Damit das Problem der Bildung überhaupt. Denn Bildung ist im Grunde ein spezifisch weibliches Bedürfnis. (Der Mann war immer mehr auf Ausbildung eines Talentes bedacht und angewiesen. Erst im verfeinerten gesellschaftlichen Verkehr, erst im Umgang mit Frauen wurde für ihn „allgemeine Bildung“ eine Nothwendigkeit. Im Beruf ist sie eher hinderlich.) Durch den Widerspruch zwischen der Enge ihrer Existenz und dem weiten Horizont, den ihr der freie Verkehr bot, wurde dieses Bedürfnis hervorgerufen. Die Frau braucht Bildung zu ihrer Beruhigung und zur Gegenwehrung. Sie will nicht das Leben (außer wenn sie es verkennt), sondern nur eine Anschauung des Lebens, und zwar eine möglichst vollständige, aber auch animalisch wohluhende Anschauung, die das Thier in ihr nicht verlegt, nicht beschwert und nicht beunruhigt, sondern auf sich zurückweist. Daher ihre Neigung für das Theater, für Literatur, daher ihre Neugier und das so viel bessagte heftigere Schwingen ihrer „Phantasie“ (die man jetzt durch Vermehrung der Mathematikstunden in der Schule an der Wurzel zu tragen gedenkt). Was man dem Bildungsbedürfnis der befreiten Frau bot, war vielleicht meist zu flach, zu künstlich und fühl zubereitet, aber doch nicht gänzlich verfehlt. Rechnet man dazu, was die Frau selbst that, wie die physische Gebundenheit, die jede Frau von starkem Instinkt unbewußt führt (um so tiefer, je freier ihre Stellung ist), eine weiter gespannte, feinere und auch strengere Form von Sittlichkeit, Geschmack und Pflicht ausbildete, so muß man mindestens zu eben, daß es wunderbare Anhänger zu einer Frauenkultur gab. Aber die wurden bald überwuchert; die Freiheit wuchs zu üppig. Nachdem aus der Dame die Dame geworden war, wurde aus der Dame die Mondaine, aus der Mondaine die Similimondaine, ein sehr unglücklicher Typ, der jetzt die weiteste Verbreitung hat und bei dem eine Geschäftigkeit nicht bestehen kann. Einen anderen Weg suchte in der Nachahmung des Mannes die Berufsfrau. In beiden Tropen ist die Bildung verfehlt. Man wird in der Frage der Frauenbildung jetzt bald wieder am Anfang stehen. Was der Frau nötig wäre, ist eine besonders gebundene und intime Erziehung mit dem Schwerpunkt im Hause, eine Unzahl bedeutamer Konventionen, eine primitive Einheit der Bildung, die von den

Wissenschaften nur das Tiefst-Persönliche, vom Leben nicht einen Theilkatalog, sondern die richtige Idee und einen Grundsatz giebt, dazu eine Gefahrenlehre des Lebens, nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellektuelle, Alles aufgesucht, erprobt, rätselhaft und durch möglichst leibliche Methoden auf die unschädlichste Weise überliefert. Vor Allem aber eine richtige Einschätzung der Schule. Die Natur läßt den Menschen nicht deshalb so langsam reifen, um Gelegenheit zu geben, aus ihm für Lebenszeit ein gebildetes Kind zu machen. Für die erste Hälfte des Lebens ist Frische das Hauptfordernis; Bildungsbedürfnis und Bildungsmöglichkeit kommen später. Zuerst wäre also auch Autorität und Unterordnung unerlässlich; aber freilich: nie gehorcht ein Erwachsener einzelnen Menschen, sondern immer nur einer geschlossenen, einigen Kultur.

Man geht andere Wege. Die neue Frauenpolitik in Deutschland sorgt für die beiden anderen Typen. Das Lyzeum ist nur scheinbar eine Antwort auf die Frauenbildungfrage; und ist jetzt kaum noch lebensfähig. Der Inhalt der neuen Mädchenschulordnung ist vielmehr kurz der: die Bedingungen für die Physis werden schlechter; die Möglichkeit einer spezifisch weiblichen Bildung und Kultur wird uns genommen; die Frauenerziehung nähert sich der männlichen Ausbildung. Man muß es genau ansehen. Aus der Erschließung der akademischen Berufe für Frauen folgt die Vermännlichung ihrer Bildung unvermeidlich; und nicht nur für Frauen, die wirklich studiren wollen, sondern für alle. Die höhere Mädchenschule muß jetzt der Studienanstalt nachheben. Auch wenn Beide nicht den gemeinsamen Unterbau hätten, so würde doch die Vorbereitunganstalt als die strengere und anspruchsvollere die Bildungsanstalt beeinflussen. Jede Mutter wird jetzt geneigt sein, für ihre Tochter die Studienanstalt zu wählen, als einen Entoufcaß, da bekanntlich für ein Mädchen fast immer zweifelhaftes Wetter ist. Da eine solche Bevorzugung der Studienanstalt nicht erwünscht ist, muß die Höhere Mädchenschule konkurrenzfähig ausgestattet werden, so daß sie von der Studienanstalt abzieht. Geschieht Das nicht, so sinkt sie zu einer Anstalt zweiten Ranges herab. Kommt sie aber in ihren Ansprüchen an Zeit, Kosten und Begabung der Studienanstalt ungefähr gleich, so behält sie immer noch den Nachteil, daß sie zu nichts berechtigt. Was mit ihr auch geschehen mag: sie bleibt im Schatten der Studienanstalt. Die Bestimmungen wollen, daß sie nicht resignire, sondern den Kampf aufnehme. Die Ausbildungszeit für Mädchen soll auf zwölf Jahre verlängert werden; deshalb bekommt die Mädchenschule einen verhüterischen Auftrag: daß Lyzeum. Dieses Lyzeum ist ein Ding ohne entschiedenen Charakter: Frauenschule, wissenschaftliche Fortbildungsschule, Bildungsklub. Seine Hauptaufgabe ist die „Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirthschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtswunde und in die Gebiete der

Barthetzigkeit und Nächstenliebe.“ Darunter sind Jäger, die in die Volksschule gehören, andere, die ins Haus gehören und nirgends schwerer zu behandeln sind als in der Schule, deren Hauswirtschaftsunterricht immer nur ein summierlicher Rothbehelf sein kann. Manches ließe sich wohl auch ausreichend schon durch ein Abonnement auf die „Woche“ ersehen. Diese Frauenschulklassen hätten Berechtigung für Mädchen, die nach der Entlassung vom Lyzeum in uncivilisierte Gegenden verschickt werden sollten, wo es keine Groß- und Schwiegermütter, keine Erfahrung und Tradition giebt, keine Literatur, keine Zeitschriften, keine Nachschlagewerke, keine Vereine und Auskunftsstellen, keine Arznei und keine Anwälte und keinen Menschen, der schnell auf richtige Fragen richtige Antworten giebt. Das Lyzeum hat nebenbei noch „wissenschaftliche“ Fortbildungsklassen. Es hat dazu einen Kindergarten, dessen Pflege sogar obligatorisch ist. (Dieses absichtsvolle Vorwegnehmen von Dingen, die noch nicht da sind, ist nicht gerade vom besten Geschmack und auch ein Wenig lächerlich.) Das Lyzeum bietet Vorträge von „Dozenten, die nicht dem Lehrkörper angehören“; dabei ist „Gelegenheit zu Referaten und Besprechungen zu geben. Etwaige Referate sind den Schülerinnen nicht aufzugeben, sondern zur Wahl zu stellen.“ Ueberhaupt „wird eine freiere Lehr- und Lernweise Platz greifen können“. Und auf manches Andere noch sollen sich die Lyzeen einrichten, um den jungen Mädchen „Ziele zu stecken, Streben und Kraftübungen bei ihnen anzuregen“. Aber genug. Dieses Rothprodukt mit der Signatur „Hausfrauen und Phantastisch“ soll der Studienanstalt das Gleichgewicht halten. Das wird es nicht leisten; denn dieses ganze Programm, das anziehen soll, enthält doch kein einziges wirkliches Zugstück. Diese Toilette aus Gelegenheitsläufen wird noch genug Ironie und Mitleid auf sich herabziehen. „Nach diesem Erloß sehe ich den Ansturm auf die Studienanstalten voraus,“ schrieb der Direktor eines Mädchengymnasiums. Den Ansturm auf die Lyzeen wird so leicht Niemand voraussehen. Wie sich das Lyzeum entwickeln wird, ist nicht sehr schwer vorauszusagen. Wie es in den „Bestimmungen“ entworfen ist, kann es nicht lange bleiben; es wird sich enger an die Mädchenschule anschließen, solidar werden, sich eine Berechtigung zu bestimmten Studienfächern erkämpfen, bis es sich schließlich von der Studienanstalt nicht mehr allzu sehr unterscheidet. So muß es werden unter dem Druck der Studienanstalt. Dieser Druck setzt sich aber noch weiter fort. Dem schon so schwer von der Studienanstalt bedrängten Lyzeum droht noch von anderer Seite Abbruch. Es soll im Allgemeinen aus praktischen Gründen mit einem Seminar für höhere Lehrerinnen verbunden werden. Nun würde die Wahl zwischen zwei Jahren Lyzeum und drei Jahren Seminar meist zu Ungunsten des Lyzeums ausspielen. Die Ausbildung zur Lehrerin ist daher erschwert worden; statt drei Jahre dauert sie jetzt vier Jahre, statt eines Examens sind zwei nöthig. (Die

Bestimmungen stellen diese Erschwerung als eine Erelichterung hin: bei gleichem Ziel und Verlängerung von drei auf vier Jahre seien für jedes Jahr jetzt nur drei Viertel des Früheren zu leisten. Das sei nothwendig, weil die bisherige Intensität sich als gesundheitsschädigend erwiesen hat. Man könnte wissen, daß Das nur eine reine Rechnung ist. Die Intensität bleibt, weil das Ziel keine mathematische Größe ist, die Dauer wird länger, der Examensdruck verdoppelt.) So wirkt die Studienanstalt auf die Mädchenschule und durch sie auf das Seminar. Nach der Studienanstalt muß sich Alles orientiren: der gemeinsame Unterbau sowohl wie Alles, was neben ihr gebaut wird; sie ist die dominirende Anstalt. Das ist es, was verständige Leute immer befürchtet haben, was die neuen Bestimmungen bestätigen: die Studienanstalt ist zu stark; sie wirkt die ganze Frauenbildung über den Haufen. Darauf wurde immer mit Hoffnungen geantwortet oder mit Lachen. Nun ist es so weit. Bisher war die Frauenbildung auf Die berechnet, die sich verheirathen, und die Berufsfrauen trugen den Schaden (der darin bestand, daß sie den männlichen Kollegen nicht ganz gleichberechtigt und einige Berufe ihnen verschlossen waren). Jetzt ist die Frauenbildung nach den Berufsfrauen orientirt und die Mütter und Frauen tragen den Schaden. Das ist die Reform.

Will man beurtheilen, was aus der Studienanstalt wird, so muß man seine männliche Parallelie, das Gymnasium, ansehen. Da auch für dieses Reformen bevorstehen, so ist es richtig, den Werth der Studienanstalt nicht nach Dem zu beurtheilen, was das Gymnasium jetzt ist, sondern nach dem Charakter, den es in Zukunft haben wird. Das Gymnasium steht schon jetzt unter einem viel stärkeren Druck als die bisherige Höhere Töchterschule. Dieser Druck ist nicht willkürlich, sondern wird ausgeübt durch die Ansprücherungen des Berufes, zu dem das Gymnasium vorbereitet. Ein Beruf ist heute so kompliziert, setzt so viele Kenntnisse, so viel Berufstechnik, so viel Drill, Entzogung und Gehorsam voraus, daß ein Gymnasium unmöglich eine Stätte der Freude sein kann. Die Bestrebungen zur Humanisierung des Gymnasiums scheinen nicht sehr ausichtreich. Unsere Civilisation beruht auf dem Ernst und Nachdruck, mit dem die männliche Jugend in sie hineingeprägt wird. Die Jugend bildet die Fortschritte der Erwachsenen. Davor kann sie Niemand freisprechen. Man wirkt dem Gymnasium vor, daß es Sklaven erziehe. Aber unsere Civilisation beruht ja auf Sklavendienst. Staat, Heer, Industrie, Wissenschaft fordern Sklaven, selbständige Sklaven natürlich; selbständig wie ein Pfeil, der zwanzigmal um die Ecke fliegt, selbständig in Bezug auf ein Ziel, nicht auf einen persönlichen Willen. Das trifft im modernen Betrieb nie zusammen; da giebt's kein Ziel, das man wollen könnte. Dazu ist Alles zu kompliziert. Wenn in Südwest, mitten im Nahfeuer, plötzlich ein Lieutenant in seiner ganzen Gardeuniform auffriegt, um einem nach Wasser dröhzen Bleßirten

eine Gleichsetzung zu bringen („Armer Riel, wenn Dir Niemand hilft, will ich Dir helfen!“), und natürlich im nächsten Augenblick fällt, so starb er als Ritter, als Mensch, selbständige nach alter Art, aber er fiel reglementwidrig, unmodern. Das Reglement fordert: im wirksamen feindlichen Feuer haben die Offiziere so weit Deckung zu suchen, wie es mit der erforderlichen Uebersicht vereinbar ist. So ist es überall. Der Zweck, das Ziel, der Erfolg ist der bestimmende Herr, nicht der Mensch, der ein armes, gefügiges Instrument ist. Er soll, was aus dem Blut aufsteigt, abwürgen, die besten Gefühle hinunterschlucken. Die tören. Er soll seine Nerven beherrschen und besonders die große Sünde fürchten: die Fahrlässigkeit. Das ist das System. Sieht man es im Ganzen an, so imponirt es; sieht man die einzelnen Menschen, so ist es jämmerlich. In dieses System gehört das Gymnasium. Man komme aus dieser Anstalt mit gebrochenen Knochen heraus, höchst polit, mit einer Gutmüthigkeit der Einsicht und einer Universalität des Willens, dabei roh von Begriffen, mit verwischter Physiognomie und im Ganzen übel zugerichtet: Das hören wir nun alle Tage und glauben es aufs Wort. Nun möchten wir hören, wie man es ändern kann, da diese Jurichtung doch augenscheinlich nützlich und nothwendig ist, auf ihr die fernere Brauchbarkeit im modernen System beruht und ohne diese Vorschule des Lebens das System krachen würde. Hundert Jahre habe das Erziehungssystem unser Leben verwüstet. Zugegeben; aber in diesen hundert Jahren hat sich auf diesem System das System des modernen Lebens aufgebaut, so daß jetzt Deutschlands Größe und Kraft (ja, vielleicht seine Existenz und Zukunft) auf Dem beruht, was wir am Meisten verachtet. Wenn in kleineren Ländern, wo es patriarchalischer und behäbigter zugeht, die Schule humaner ist und sein darf, so kann uns Das nicht helfen. Deutschland ist kein idyllisches Land, sondern ein Hochdruckfessel, ein einziger Groß- und Schnellbetrieb, wo in heftigster Konkurrenz dreihundertsig Millionen arbeiten, zusammengedrängt und von allen Seiten umdrängt; ist das modernste und ernsteste Land, in dem mit der Intensität des Amerikaners und der Ausdauer des Kuli gearbeitet wird. Diese deutsche Stimmung, die Jeden erfährt, der Berufarbeit leistet, die auch allmählich in die entlegensten Provinzen dringt, mag selbst für die Männer nach und nach unerträglich werden. Aber an den Ketten schlütteln macht noch nicht frei. Wie sollen wir glauben, daß sich für sie die Verhältnisse bessern, wenn wir sehen, daß die Kräfte der Entwicklung so stark sind, daß sie jetzt auch die Frauen in das System ziehen! Nein: da das öffentliche Leben sich noch unaufhörlich kompliziert, die Betriebe sich differenzieren, das Berufsleben also seine Ansprüche steigert und bestimmter stellt, so ist vielmehr zu erwarten, daß die Praxis sich noch mehr Einfluß auf die Schule sichern wird. In Unterricht und Erziehung wird das Gymnasium noch mehr aufhören, Bildungsanstalt zu sein, und den Platz seiner Vornehm-

heit verlieren. Die Angreifer werden wohl durchsetzen, daß der Unterrichtsstoff reicher und moderner wird, und die Vertheidiger werden den Erziehungsdrill halten. Und wenn sich der Rauch verzogen hat, ist die einzige Partei, die verloren hat, die Jugend: sie wird, statt klassisch und ideal, modern und real gebildet werden; denn siegen muß, was am Besten in das System unserer Lebensart paßt. Solche Revolutionen und Reformen pflegen ja ganz anders zu enden, als sie angefangen und ihre Autoren gedacht haben. Wenn eine Bewegung breiter wird, tritt die berüchtigte Frontverschiebung ein. Man kennt Das aus der Geschichte. Auch in der Frauenbewegung war es so: mit Bildungsfreiheit fängt es an, mit Berufszwang hört es auf. Während Alles los ist, ist auch immer der Teufel los, den vorher zu binden man immer vergaßt und der die Loserheit und Verwirrung, die Erschütterung der Tradition dann schon für sich auszunutzen weiß. Das ist außnahmeloße Regel. Deßhalb ist mit einem Recht zu vermuten, daß der Kampf um die Befreiung des Gymnasiums auf einen neuen Zwang hinauslaufen wird. Non scholae, sed vitae discendum: wirklich eine Vertrauen erweckende Parole.

Bei dieser aussichtreichen Lage gibt man nun also die spezifische Frauenbildung auf und acceptirt die männliche. Man ist des Teufels müde und will ins Getriebe. Das Getriebe wird unbarmherzigter. Wir haben dafür gesorgt, daß unsere Töchter hineinkommen. Es ist zu vermuten, daß sie diese Entwicklung anders beurtheilen werden als die Zukunftstrohnen, die schon die Dankbarkeit der kommenden Generation ganz in Besitz genommen haben. Auch Mädchen, die schließlich nicht ins Getriebe kommen, sind wenigstens in der Jugend an das moderne Arbeitssystem angeschlossen. Die Liberalität und menschenfreundliche Indulgenz ist aus der höheren Mädchenschule entfernt. Bildung? Die Schule ist an sich schon wenig geeignet, Bildung zu vermitteln. Man lernt in ihr falsch antworten, bevor man die Fähigkeit hat, richtig zu fragen; mehr als oberflächlich lernen kann man erst, wenn man genau weiß, was man wissen will; und zur Reife kann nur erlebte Bildung beitragen. Wer nach dieser Reform noch meint, es handle sich um Bildung, wenn die Schule um sich frißt, Dem ist nicht zu helfen.

Etwas Gutes für die Einzelne ist nicht gewonnen; eher die Möglichkeit eines solchen Gewinnes verküngt. Wie aber steht es um die sozialen Wirkungen der neuen Ordnung? Die werden in den „Bestimmungen“ in einigen sehr beachtenswerten Sägen gestreift. „Die rasche Entwicklung unserer Kultur und die damit gegebene Verschiebung der Gesellschaft, Erwerbs- und Bildungsverhältnisse der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß gerade in den mittleren und höheren Ständen viele Mädchen unverorgt leben und viele für die Gesamtheit wertvolle Frauenkraft brüchig liegen. Der Überschuß der weiblichen über die männliche Bevölkerung und die zunehmende Cholosigkeit der

Männer in den höheren Ständen zwingen einen größeren Prozentsatz der Mädchen gebildeter Kreise zum Verzicht auf ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter.“ Diese Sätze sind (bis auf eine Ungenauigkeit) richtig. Man hätte vielleicht deutlicher sprechen können und die Kultur mit dem ominösen Symptom „zunehmende Ehelosigkeit“ als Niedergang oder soziale Krankheit bezeichnen sollen. Einerlei: wenn man sie nur heißt. Was will die Regierung also thun, um die Zahl der brachliegenden Frauen zu verringern? „Ihnen sind die Wege zu einem ihrer Erziehung angemessenen Beruf zu bahnen, bei den meisten auch zwecks Erwerbung der nötigen Mittel zum Lebensunterhalt, nicht allein in der Oberlehrerinnenlaufbahn, sondern auch in anderen auf Universitätstudien begründeten Lebensstellungen, so weit sie für Frauen in Betracht kommen.“ Also Das ist mit der brachliegenden Frauenskraft gemeint! Die wirtschaftlichen, psychologischen und politischen Ursachen der Ehelosigkeit werden gar nicht untersucht, geschweige denn bekämpft. Im Gegentheil: die Ehelosigkeit wird befürstigt; man richtet sich gründlich auf sie ein. In anderen Ländern nennt man diese Tendenz Rassenselbstmord (nennt sie so und scheut die Wahrheit). Bei uns denkt man noch gerüchtlicher über sie und bemüht sich, sie zu unterstützen. Warum? Sind die „mittleren und höheren Stände“ weith, daß sie aussterben? Warum will man vor den Skutzköpfen das Feld räumen? Man wird nicht bestreiten wollen, daß durch die Bildungsreform die Ehelosigkeit zunehmen wird, daß zur Abneigung der Männer gegen die Ehe noch die Abneigung der Mädchen treten wird. Solcher Zusammenhang zwischen Bildung, Berufsunmöglichkeit und Ehefehler besteht nun einmal. Man wendet ein, nur Wenige würden das Ziel erreichen, nämlich nur die Klügsten, Besten und Gesundesten. Von dieser herzlichen Selektion spricht man wie von dem Natürlichen und Richtigen. Die Gesundesten und Klügsten unterrichten, heilen und besorgen die Kinder der Herzögen und Schatzchen. Ein gesegneter Zustand. „Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehn!“ Wer zwei Töchter hat, läßt die stärkere zum Beruf erziehen, die schwächere zur Ehe verbilden. Und wer das Berufsziel nicht erreicht, wird sich wenigstens bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit strapazieren, bevor er es aufgibt. Eine mörderische Auslese. Rücksicht auf die weibliche Natur wird theoretisch empfohlen. Ja, man wird Rücksicht nehmen, wenn sich zeigt, daß man eher Rücksicht nehmen sollen. Dieses Phänomen „Rücksicht“ ist jeder Frau bekannt. Vorsicht wäre besser. Wenn neuere Untersuchungen sich bestätigen, daß Begabungen sich in der weiblichen Linie vererben (über die Tochter, wo sie latent bleiben, auf den Enkel, wie es bei frankhaften Anomalien, die besser beobachtet sind, sicher ist), so würden die Töchter der Gebildeten das kulturell weitholteste Material darstellen, daß man jetzt nicht nur ungenügend verwertet, sondern durch falsche Bildung ruinirt, um dann das Beste gewaltsam auszunutzen, als Zins zu ver-

brauchen und nur daß an Werth Aermere als Kapital stehen zu lassen. Und Das will man rechtserklären mit den „Anforderungen der Zeit“? Denen gerecht zu werden, ist freilich leichter und amusanter und plausibler, als für eine gesunde Zukunft zu sorgen. In den akademischen Berufen wachse das Bedürfnis nach Intelligenzen. Ja, weil die Dummköpfe sich leichter und stärker vermehren. Aber dieses Wissverhältniß wird nur noch stärker, wenn die Frauen der befähigten Stände direkt herangezogen werden, dem Bedürfnis abzuholzen. Je mehr man Das thut, desto mehr sterben die Intelligenzen aus.

Diese ganze Reform lenkt ab vom Rothwendigen; sie verkennt völlig die Richtung zu gesunden Zuständen. Sie geht der schwereren Aufgabe aus dem Wege und ist Regierung nach dem Prinzip vom kleinsten Kraftmaß. Die nüchternen Bedingungen der Frauenberufsfrage sind doch diese: Für Frauenberufe steht nur geringeres Material zur Verfügung, soll nach sozialer Wünschbarkeit nichts Anderes zur Verfügung stehen. Denn daß die besten Frauen nicht für die Generation brächliegen, dafür müssen wir sorgen. Das ist der Hauptzweck der Politik, der religiöse Saß, der feste Punkt, um den sich Alles drehen muß. Danach müssen die Frauenberufe eingerichtet werden und nicht so, daß sie die besten Kräfte dem Hauptzweck entziehen. Für die Frauenberufe sind also ganz andere, ganz entgegengesetzte Bedingungen vorhanden als für die Männerberufe, die auf Auswahl und Förderung der Tüchtigsten beruhen. Deshalb müssen Männer- und Frauenberufe getrennt werden, nach Ausbildung, Verwerthung und Bewertung. Für Frauen sind solche Berufe zu wählen, in denen es nicht darauf ankommt, in denen nicht mit Hochspannung gearbeitet zu werden braucht, ja, wo sie (wie in der Mädchenerziehung), sogar schädlich ist. Ferner sind solche Berufe erwünscht, die eine Ausbildung „für alle Fälle“ ermöglichen, die nicht anspruchsvoll sind und deren Vorbereitungen sich auch noch von der Mutter verwerthlen lassen. So sieht der gesunde Gedankengang aus. Auf ihm müßte gebaut werden; und darauf läßt sich bauen. Über dieser Gedankengang ist nicht sehr versöhnerisch, nicht glänzend: deshalb fehlt man ihm gerade um. Man fängt mit einer Forderung an, mit der romantischen, egzremen Forderung von gleicher Bildung und beruflicher Gleichberechtigung. Das ist keine solide Wirthschaft, die sich, statt auf dem Gegebenen, auf dem Wünschbaren aufbaut. Das ist wieder romantische Politik. Einer Aspiration wegen wird das Schlicht-Rothwendige, Gesunde vernachlässigt.

Rechnet man zu den unerseybaren Verlusten der Rasse an Gesundheit und Kulturwerthen noch die Abnahme an Polarität der Geschlechter, die Entwertung Dessen, was dem modernen Leben noch einen Rest von Behaglichkeit und der unentbehrlichen Ruh: gab, der Familie, dazu die Wahrscheinlichkeit, daß die Ehelosigkeit auch nach unten übergeht, wenn sie oben so fulminirt wird, dann kann man schwer den Muth begreifen, der diese Reform vom

sozialen Gesichtspunkt aus verteidigen will. Freilich: die Infubationzeit für soziale Krankheiten erstreckt sich auf Jahrzehnte. Nicht, wie unsere Generation diese Schwächung erträgt, ist für die Beurtheilung maßgebend; sie ist ja noch unter gesunderen Bedingungen erwachsen. Aber wie soll man sich die Fortschung denken, wie die Ausgestaltung der Doppelberufshe, die doch schließlich dann nothwendig wird, die Ehe ohne Herd, die keine Ehe mehr ist, die Verstaatlichung des Kindes, die jetzt schon hübsche Fortschritte macht, und was dann weiter die „rasche Entwicklung unserer Kultur“ fordern wird? Wenn Alles schief gestellt ist, ist es dann möglich, zu leben? Dann kommen die Prediger des Todes: „Wozu gebären? Man gebiert nur Unglückliche.“

Ein hochherziges Geschenk der Regierung an die Nation hat man die Reform genannt. Mit lautem und mit verhaltenem Jubel ist sie begrüßt worden, von Fachleuten und Frauen: die Frucht einer vierzigjährigen Agitation und einer vierzigtägigen Salonpropaganda.

Fachleute sind nur scheinbar die berufenen Führer auf diesem Gebiet. Sollten die Schulmänner den Sag anerkennen, der für die gesunde Bläddchenbildung gilt: Ein Minimum ist zu erstreben, so müßten sie sich erst das Herz im Leibe umkehren. Eine solche Situation kommt auch auf anderen Gebieten vor. Wenn, zum Beispiel, die Lage eines Staates die Vorbereitung eines defensio zu führenden Krieges verlangte (etwa zur See): würde man da von Fachleuten erwarten dürfen, daß sie plötzlich ihre Gefinnungen umkehren und vergäßen, daß die Offensive die Seele des Krieges ist? Oder müßte man nicht vielmehr erwarten, daß sie jedes Opfer forderten, um eine gut Offensive genügende Vorbereitung durchzuführen? Jedenfalls müßte man nach der Ausnahme suchen und würde nicht einmal gern suchen. Eben so geht es den Bildungsfachleuten. Sie können nicht Prinzipien anerkennen, die ihr Fach zu entwertthen scheinen. Sie leben von dem Glauben an die Wichtigkeit ihrer Arbeit. Sie kämpfen auch für sich; je mehr sie mit den ihnen anvertrauten Kindern leisten dürfen, desto mehr steigt ihr Ansehen. Rauhhalten ist für den Fachmann auch sonst das Schwerste. Bei seiner Einseitigkeit vermißt er immer nur und fordert.

Auch von den Berufsfrauen und Rechtlerinnen kann man nicht erwarten, daß sie die Interessen der Allgemeinheit wahrnehmen. Jeder, der weiß, wie schwer und selbst aufreibend es ist, gegen sein eigenes Interesse zu denken, wird es ihnen nicht einmal wünschen. Die Rechtlerinnen müssen so denken, wie sie denken: sie sagen, was sie tröstet. Ihre Stellung fordert, daß sie Schief senkrecht nennen. Diese Krankheit ist zu ihrer Gesundheit erforderlich. Mit ihr können sie hundert Jahre alt werden. Wie groß würde ihre Traurigkeit sein, wenn sie nicht mehr auf Einsthaftes mit „Heiterkeit“ antworten könnten! Was bliebe ihnen übrig, wenn sie sich nicht mehr als geistige Mütter einer neuen Zeit fühlen würden oder als Rächerinnen ihres Ge-

schlechtes! Wenn sie sehend würden, könnten sie nur klagen: „So lang die Nachte meinen Geist besaß, empfand ich nicht die Dede meiner Wohnung.“

Aber die Regierung? Warum gibt die Regierung ihren Standpunkt auf? Sie weiß sehr wohl, daß die Mädchenschulreform ein bedenklicher Schritt ist. Sie hat sich Jahre lang dagegen gesträubt; und mit den besten Gründen. Sie braucht auch nicht die Lächerlichkeit zu fürchten, wenn sie das Allgemeininteresse wahrnimmt. Sie ist als berechtigter Rocker und nothwendiges Uebel anerkannt, kann niemals hoffen, beliebt zu sein, und braucht nicht danach zu streben. Jeder weiß, daß ihre Funktion ist, Spezialwünsche zu fürzen. Von ihr muß Unangenehmes kommen; und es darf ihr nicht angerechnet werden. Trotzdem hatte der Gedanke an die Existenz unter solcher Regierung etwas Tröstendes. Es ist nicht mehr so; es war so. Die Regierung ist nicht mehr das Gewissen der Nation, sondern der zusammengefaßte Wille des Volkes. Damit ist sie etwas ganz Anderes, etwas ganz Neues geworden. Die Organisation jeder Masse hat folgende Konsequenzen: Leidenschaft, Begier, Geistigkeit potenziert sich ins Ungeheure, das Gehirn bleibt so groß wie das eines Einzelnen und vom Gewissen bleiben Rudimente. Unter solchen Sauriern lebt man. Diese Monstren bringen ihre Repräsentanten in Front: die Herren, die fähig sind, ein Massenberuhrtheim bei sich unterzubringen und wirksam zu machen. Allmählich wird nun das ganze Volk ein einziger Saurier und die Regierung sein Präsentant. Das geht jetzt vor sich. Man nennt das Demokratierung; und es bedeutet: der Wille wird organisiert, das Gewissen aber nicht. Die Politik wird monstros, mild ausgedrückt: romanisch. An die Stelle der leisen Stimme, die warnend wittert, an die Stelle der Erfurcht vor ewig-gestrigen und ewig-zukünftigen Realitäten, an die Stelle des Instinktes, der dem grenzenlosen Wollen von der Schönheit eines entschiedenen und wohlbeschränkten Gebildes singt, tritt ein müstes Vertrauen auf die Zukunft, eine brutale Bejahung der Entwicklung und ein unbedenkliches Streben nach Wachsthum. Man lehnt die Verantwortung ab. Man hat keine Idee mehr von einem richtig gehenden Menschen; man hat keine Idee mehr von einem richtig gehenden Deutschland. Und in anderen Ländern ist es nicht viel besser. Aus dieser Stimmung ist die neue Frauenpolitik zu verstehen. Aber hier, wo schließlich über Sein oder Nichtsein entschieden wird, zeigt sich erschreckend das Fehlen des Verantwortungsinnes. Hier auch könnte man zur Bestimmung kommen und einsehen, wohin die Fahrt geht. Selbst die Pferde am Göpelwerk bleiben ja stehen, wenn der Pivat zu tanzen beginnt.

Diese Frauenpolitik kann unmöglich mehr als eine Episode sein. Der Geschmack an Gesundem und die Tugend, sich herzhaft mit dem Nothwendigen abfinden zu können, kann nicht schon abgestorben sein. Wir sind noch zu jung und zu frisch, um so schändlich niedergzugehen oder so glänzend zu ver-

faulen. Auch wir Frauen sind einer besseren Regierung wert. Aber man muß ganz anders denken lassen. Mittel und Wege, wie die Frauen den Unforderungen der Zeit entsprechen können? Das ist durchaus schief gedacht. Nicht, wie wir der Zeit, sondern, wie die Zeit den Forderungen der Frau entsprechen kann (die im Grunde ewig die Selben bleiben): dazu müssen Mittel und Wege gesucht werden. Die Natur will und eigenstinnig und nicht entwickelungsfähig. Darum sind wir der feste Punkt. Um uns dreht sich die Menschen geschichte. Und wenn sie sich nicht mehr um uns dreht, dann hört sie eben auf, sich zu drehen. Nicht die männermordenden Kriege entscheiden auf die Dauer über das Schicksal eines Volkes, sondern seine Frauenpolitik. Eine Politik, die nicht mehr erlaubte, in Frauenfragen konservativ zu sein, ist damit verurtheilt. Und ein Staat, der hierin Fehl macht, gleicht dem Ungeheuer Ratalepaß, das seine eigenen Füße frisst.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.



In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Überreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schäßlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treifliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie am- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten. (Goethe.)

Die Häufung der Unterrichtsstunden entfernt allen Fröhsein, allen Schwung der Phantasie, alle Freiheit des Willens, alles Nachdenken über den Gegenstand des Unterrichts selbst. Bald bildet man trüge, schlaffe Wesen, ohne geistige Beweglichkeit selbst in praktischen Leben, bald springt der zuviel gehaltene Freiheitssinn alle Fesseln und auf zu großen Zwang folgt eben so große Ungebundenheit. Bedenfalls hat man den Zustand innerlicher Beschränkung verkümmern lassen, der aus der auf gespannte Aufmerksamkeit folgenden Ruhe entsteht; man hat die liebenswürdigsten Gefühle in ihrer unwillkürlichen, natürlichen Neufertigung gestört. (Madame Necker.)

Wer der Überzeugung ist, daß die deutsche Schule die schwerste und dringendste Gefahr unserer Kultur darstellt, wer überzeugt ist, daß diese Schraube, die nun seit drei Generationen den Geist unseres Volkes zwingt, nicht mehr weiter angezogen werden darf, und wer dann sieht, daß alle erfolgreichen Reformbemühungen der Fachleute gerade darauf zielen, die Schraube noch fester, noch unbarmherziger anzuziehen, der wird nicht warten mögen, bis die Fachleute umschreien... Jede energische Ablehnung einer größeren Hineingliederung der deutschen Literatur in den Schulplan macht uns eine wilde Freude. Aus demselben Grunde, aus dem wir keinen brennenderen Wunsch hegen als den, daß man ein Einschenken haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte, — heute lieber als morgen. Aus demselben Grunde, aus dem es uns überdrüßt, wenn wir ein pädagogisches Buch in die Hand bekommen, in dem die deutschen Märchen nach bester Schulmethode kleingekaut sind. Aus demselben Grunde, aus dem wir für Alles, was uns lieb und wert ist, sichende Hände aufheben: Thut Alles damit, nur bringt es nicht in die Schule! (Arthur Bonus.)



In das Leben.

Grüder Ihr vom Lebensmahl,
Gäteschwarm im Erdenhaus —
Auf! Gefräntz die goldne Schale!
Quillt der Becher, schwillt ein Braus:

„Ist denn der Frühling nicht unser und Euer,
Der durchs Fenster die Arme streckt?
Blüht denn und brennt nicht im schneeweisem Feuer
Schauernd die Scholle, von Blut bedeckt?
Gott ist erstanden! Und Jeden ein neuer
Österheiland vom Tode erweckt:
Aufwärts, aus rosenknospendem Stammre
Zittert die ewige Liebesflamme.

Walb, durch der Nacht traumgoldenes Gleichen
Reiset die Frucht Euch der Erde, das Weib.
Wonnig in Wehen fühlt Ihr den weißen,
Dürstend entfetteien, blutwarmen Leib.
Pilgert der Ewigkeit — stammelt zum heißen,
Jedischen Augenblick: Bleibe, o bleib!
Die Jhe der Wollust der Erde entfliegen,
Ewig auch Euch wird die Erde besiegen.

Aber gefräntz von Weinlaub und Blüthe,
Freut Euch, Ihr Jünglinge, stolz auf den Tod
Dass mir ein Jeder die Flamme hätte,
Flamme der Liebe durch Nacht und Noth:
Tod ist des Lebens tiefheilige Güte,
Selig bestiegt, wer ihn liebte, sein Boot.
Aller Leidenschaft Wirkniß und Segen
War nur ein Stammeln — dem Tode entgegen . . .”

Grüder Ihr vom Lebensmahl,
Gäteschwarm im Erdenhaus —
Auf! Herbrecht die irdsche Schale!
Hin! Aus sinkendem Pöfale
Gieft wie Wein die Seele aus.



Konsum und Kapital.

Die Schlesische Zeitung brachte in ihrer Silvesternummer einen Artikel über eine Broschüre des Direktors der Hamburger Hypothekenbank Dr. J. Bendigen: „Die Reichsfinanzreform ein nationalökonomisches Problem.“ Das Wesentliche des Inhalts läßt sich in die Säge zusammenfassen: Die bisherige Steuergesetzgebung hat den Konsum zum Nachtheil der Kapitalbildung begünstigt („und möglichst freigelassen“ ist eine arge Uebertreibung) und scheut sich vor einer wirksamen Heranziehung des Konsums auf dem Wege der indirekten Steuern aus „sozialen“ Rücksichten, um das individuelle Behagen der minder besserten Volkschichten zu schonen. Dagegen muß, als gegen eine Erhöhung der Kapitalbildung, aus volkswirtschaftlichen Gründen protestirt werden. Deutschland bedarf wegen seines starken Bevölkerungswachstums mehr als andere Länder der Kapitalbildung, um den Volksüberschuß in Wohnungen und in gewerblichen Betrieben unterzubringen und um die zum Theil aus dem Auslande zu beziehenden Nahrungsmittel mit den Binsforderungen gegen das Ausland bezahlen zu können. Daß unsere Kapitalbildung unzulänglich ist, beweist die Geldtheuerung. Statt durch eine sentimentale Steuopolitik die Kapitalbildung zu hemmen, soll man die Steuern vom Konsum nehmen, und zwar von solchen Anteilen des Massenkonsums, deren Verbrauch ohne Schädigung des Volkswohles eingeschränkt werden kann, also von Tabak, Bier und Brannwein. So weit Bendigen. Zu dem im letzten Säge empfohlenen Grundsatz Bismarcks bekennen sich alle vernünftigen Leute. Würde er angenommen, so brauchte man sich nicht mit kleinlichen und schädlichen Projekten wie der Inseraten- und der Elektrizitätsteuer zu kompromittiren. Ich empfinge daß G. gertheil von Hochachtung vor den Abgeordneten, die, wahrscheinlich mehr aus doctrinärer Verbohrtheit und aus Furcht vor den Wählern als aus Sentimentalität, die drei großen Volksgüte lästig anzupacken sich sträuben. Ein Gif ist auch das „flüssige Brot“, wie verlogene Agitatoren das Bier genannt haben, nicht des Bierhns Alkohols wegen, sondern, weil der Stammisch und die Studentenkleipe daran gewöhnen, Magen und Nieren mit ungeheuerlichen Flüssigkeitsmengen zu überladen. Wenn die Reichsboten ein Herz fürs Volk und einen richtigen Begriff vom Volkswohl hätten, würden sie ihre Sorge einer anderen Flüssigkeit zuwenden. Auf der Milch beruht die Volksskraft. So lange die Bevölkerung Deutschlands zu drei Vierteln, später noch zu zwei Dritteln aus Bauern und landwirtschaftlichen Arbeitern bestand, wurden die gesammte Jugend weit über das Säuglingsalter hinaus und das Frauenvolk reichlich mit Milch genährt. Seit die städtische und industrielle Bevölkerung die Mehrheit bildet, leidet nicht allein dieser Theil an Milchmangel, sondern, was zur Verderblichkeit den Widerstand fügt, in noch höherem

Grade die ärmere ländliche Bevölkerung. Ich habe den Prozess der „Entmildung“ des Dorfes schon vor vierzig Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt, also in einer Zeit, wo die Transportlocovolkommnung noch weit von ihrer heutigen Höhe entfernt war und noch keine Volksergenossenschaften als Pumpe wirkten. Doch wurden damals die Hofsleute noch nicht von dem Unheil betroffen, die, wenigstens bei den vernünftigeren Gutsbesitzern, ihr Deputat zum Theil in Milch bekamen. Bei dem tapfersten aller Regerstämme, den Zulus, gehörten, als die Engländer mit ihnen in Berührung kamen, die Milchfütte ausschließlich der männlichen Jugend, den zukünftigen Kriegern, die täglich zwei- oder dreimal in das Gehege gelassen wurden und sich den Kühen an die Guter legten; darin bestand ihre ganze Nahrung.

Also, wenn die Bierbrauer, die Schnapsbrenner, die Kneipwirths und die Händler mit Stinkfleut gepeitscht werden, daß sie quietschen, so werde ich meine herzliche Freude daran haben. Aber Bendigens Motivierung ist falsch. Sie beweist, daß trotz aller Aufklärungsarbeit der Gelochleiter immer noch die volkswirtschaftlichen Vorgänge verbirgt. Nicht „das Kapital“, sondern der Konsum, der Konsum allein, setzt die produzierenden Hände in Bewegung. Soht die Savonarolas siegen: und alle Industrien, die dem Augus und dem Rom- fort dienen, gehen zu Grunde, der ganze funktioelle Riesenbau unterst Volkswirtschaft bricht zusammen. Es ist zwar verzerrende Übertreibung, aber Übertreibung einer Wahrheit, wenn der cynische Mandeville spottet, die häßliche und dumme Mode der Reisfröde habe mehr zur Blüthe der protestantischen Nationen beigetragen als die Reformation, wenigstens habe sie mehr Hände in Bewegung gesetzt. Die Reformation hat den Genug eingeschränkt und zur Arbeit gezwungen; aber mehr Arbeit zu leisten war nur möglich, wenn mehr konsumirt wurde. So lange die Engländer das einzige Industrievolk waren, konnten sie für den Auslandskonsum arbeiten; seit nun alle Kulturoölter industriell geworden sind, kann einem jeden nur noch der heimische Konsum den Absatz sichern und kann der Handel zwischen ihnen der Hauptmasse noch nicht mehr im Austausch von Industrieprodukten gegen Lebensmittel und Rohstoffe oder gegen Geld, sondern nur noch im Austausch von Industriewaren verschiedener Qualität gegen einander bestehen. Friedrich List wurde einmal gefragt, woher Bayern das Geld für Eisenbahnen nehmen solle; der große Volkswirth schrieb zurück: „Ich antworte, daß ich noch an keinem der Kanäle und Schienenwege, die ich bis jetzt gesehen habe, Silber oder Gold wahrgenommen habe. Man konsumirt dabei nur Lebensmittel, Eisen, Steine, Holz, Kräfte von Menschen und Thieren. Hat aber Bayern das Alles nicht im Überfluß?“ Das Kapital in seiner Geldform ist der Rechtsanspruch auf eine bestimmte Gütermenge; das Geld selbst nur das Mittel, den Anspruch zu verwirklichen: das Rad, das die Güter umkreist, wie es Adam Smith nennt. Seiner Substanz

noch ist daß Kapital die Gesamtheit der Produktionsmittel: des Erdbodens, der Dünngüter, der Nutztiere und Nutzpflanzen, der Rohstoffe, der Maschinen und sonstigen Werkzeuge. Der Kapitalist als Unternehmer übt nur die Funktion, die in den Despotien der Despot, in einem naturalwirtschaftlichen Mittelalter der große Grundherr übt: er bringt die zur Produktion, etwa zu einem Straßen- oder Bahnbau oder zur Erzeugung von Kleiderstoffen erforderlichen Werkzeuge, Materialien und Menschen somit den Nahrungsmitteln für sie zusammen. Was der Grundherr frast seines Herrenrechtes mit Zwang thut, Das bewirkt der Kapitalist durch das Versprechen einer Lohnung, ein Versprechen, das allerdings nur lohnt, wenn auch ihm ein Zwang entspricht. Dieser besteht darin, daß die Gesamtheit der Kapitalinhaber den Zugang zum Boden, zu den Werkzeugen, zu den Wohnungen, zu den Lebensmitteln und Kleidern den Vermögenlosen so lange sperrt, bis Diese sich dazu verstehen, für Zene um einen Lohn zu arbeiten. Dessen Geldform erspart dem kapitalistischen Unternehmer die Mühe, die dem Despoten und dem Grundherrn obliegt, für die Behausung, Ernährung und Kleidung seiner Arbeiter zu sorgen. Im Lohn tritt er ihnen einen Theil seines Anspruchs auf die nationale Gütermasse ab und mit ihrem Gelde können sie sich ihr Naturaleinkommen in beliebiger Weise zusammensegen, wenn auch die Kleinheit ihrer Rechtsanspruchspartikeln und die Natur der menschlichen Bedürfnisse ihrem Belieben enge Schranken ziehen.

Natürlich liegt mir die Thorheit fern, die Rückkehr zur Hörigkeit und zur Naturalwirthschaft oder den Fortschritt zum sozialistischen Zukunftstaate empfehlen zu wollen. Die Vorzüge der Geld- und Kapitalwirthschaft überwiegen ihre Mängel, nicht blos in der Produktion, sondern auch in der Gütervertheilung. Wie rasch und bequem ist diese heute! Ohne die Vermittelung des Geldes könnten Nordländer gar nicht daran denken, sich an einer Hilfsaktion für die durch Erdbeben geschädigten Südtalener zu betheiligen. Aber Natur und Wesen der kapitalistischen und der Geldwirthschaft (Beide hängen zusammen, sind aber nicht identisch) müssen erkannt werden, weil Unkenntniß zu falschen Maßregeln verleitet. Vor Allem muß erkannt werden, daß das Kapital zwar ein bei der heutigen Wirthschaftsorganisation unentbehrliches Instrument, aber nicht die Triebkraft der Produktion ist; die Triebkraft bleibt in allen Wirtschaftsverfassungen einzige und allein das Bedürfnis, die Mög.

den! Natürlich müssen, damit die Produktion im Gange bleibe, unter diesen Waaren auch Produktionmittel sein; aber dafür braucht keine Regierung zu sorgen: Das macht sich ganz von selbst. Der thierische Zustand stumpfsinniger Indianer, die es zu keiner Viehherde bringen, weil sie jedes Raupthier, daß ihnen geschenkt wird, sofort aufzessen, lehrt nicht mehr wieder, seit er, falls er überhaupt einmal allgemein gewesen sein sollte, überwunden ist. Vollends in unserer Zeit fehlt es an nichts weniger als an Kapital. Nie und nirgends hat es seit der Ausbildung der kapitalistischen Wirtschaft an Maschinen und Materialien gefehlt. Vielmehr sehen sich die Kapitalisten gezwungen, mit allem Raffinement der Stellane fortwährend neue und vielfach ganz unfinnige, zum Theil schädliche Bedürfnisse zu wecken, damit ihre Fabriken nicht müßig zu stehen brauchen. Ganz richtig hat am dreizehnten Januar im Niederösterreichischen Landtag der Ritter von Lindheim die unbestridigende Lage des österreichischen Gewerbes auf das dürftige Einkommen, die schwache Konsumkraft der österreichischen Bevölkerung zurückgeführt. Natürlich ist es nicht der Schnaps- und Tabakkonsum, der ein Volk wirtschaftlich hebt, sondern der Konsum guter Nahrung, anständiger Kleidung und Wohnung und reichlicher Bildungsmittel; aber auch diese richtige Zeitung des Konsums ergiebt sich bei Hebung des Einkommens der Unterschichten von selbst, denn es sind die bettelarmen Arbeiter, die ihre schwächliche Maschine mit Alkohol statt mit Milch, Brot und Fleisch heizen. Also nicht an Kapital fehlt, sondern, hier und da wenigstens, noch an der Kaufkraft für die nützlichsten, der gesunden Ernährung und Erholung, dem Komfort und der Bildung dienende Waaren; zum Theil deshalb, weil der Kapitalüberfluß, der zur Produktion unnützer und schädlicher Waaren zwingt, den Konsum der Massen mißleitet. Ich will nicht nochmals all das überflüssige Zeug aufzählen, womit wir heute überschwemmt werden, sondern nur an den Verkehrsüllugus (Bergbahnen, Automobile), großstädtischen Beleuchtungsüllugus und Kriegsüllugus erinnern. Was wäre die heutige Eisenindustrie ohne die Schiffspanzer und Kanonen? Und doch ist das Bedürfniß, das diese fordert, weiter nichts als eine Phantasie. „Une maladie nouvelle s'est répandue en Europe; elle a saisi nos princes et leur fait entretenir un nombre desordonné de troupes. Elle a ses redoublements, et elle devient nécessairement contagieuse. Car sitôt qu'un État augmente ce qu'il appelle ses troupes, les autres soudain augmentent les leurs, de façon qu'on ne gagne rien par-là que la ruine commune.“ Als Montesquieu Das schrieb, handelte es sich nur um eine Wahnsinnidee der Fürsten; heute ist es eine Völkerkrankheit. Und zwar ein Wahnsinn, wie er toller nicht gedacht werden kann. Denn er besteht darin, daß jedes unserer Kulturvölker überzeugt ist, wenn es nicht bis an die Zähne gerüstet dastehet, würden es seine Nachbarn mit Mordwaffen und Zerstörungswerzeugen überfallen. Das war die natür-

liche Meinung und Stimmung in Zeiten, wo die Völker noch organisierte Räuberbanden waren. *Nec arare terram aut expectare annum tam facile persuaderis, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum quin immo et iners videtur, sudore acquirere; quod possis sanguine parare.* Aber unsere heutigen Kulturoölzer, die aus friedlichen, fleißigen Bauern und Gewerbetreibenden, aus ehrlichen Kaufleuten, aus Dichtern, Denkern und kein organisierten Künstlern, aus Forstern und Gelehrten bestehen und die auch nicht als willenlose Sklaven von Despoten in den Krieg getrieben werden, können doch nur unter der Einwirkung einer Wahnsvorstellung diese Meinung von einander hegen. Aljo Wahnsvorstellungen und ein irregeleiteter Geschmack sind notwendig, dem Kapital, das wir schon haben, Verwendung zu verschaffen. Dass es nicht vollständig gelingt, beweisen die immer wiederkehrenden Abholzstösungen. Die von heute würde noch schlimmer sein, wenn nicht die Geldtheuerung, die also heilsam gewirkt hat, industrielle Neugründungen erschwert und verhindert hätte.

Vorsicht beweist Bendixen, indem er Zinsforderungen aus Ausland für notwendig erklärt zum Kauf von Nahrungsmitteln. Ganz Oberflächliche lassen die aus dem Ausland bezogenen Nahrungsmittel mit Industrieprodukten bezahlt werden. Aber womit immer sie bezahlt werden mögen: unsere Ausfuhr kann nicht sein, weil ja unsere Handelsbilanz, wie die englische, passiv ist. Die Zinsforderungen werden schon sein. Doch mag es sich damit verhalten, wie es will: die Hauptzorge einer vernünftigen Politik ist nicht die Beschaffung des Geldes für den Nahrungsmittelleinkauf, sondern die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Nahrungsmittelproduktion und Bevölkerung. Mit allen Kräften muss jenem Zustande vorgebeugt werden, der England im Kriegsfall in die Lage einer vom Feinde umschlossenen Stadt versetzen würde. Die Gefahr, ausgehungert zu werden, ist es denn auch, was die Engländer in eine so nervöse Angst versetzt, so oft sie von einer Flottenverstärkung anderer Staaten vernehmen. Das Gleichgewicht nun kann durch Beschränkung der Kinderzeugung, durch Auswanderung und durch Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion aufrecht erhalten werden. Das französische Mittel verabscheuen wir Deutschen. Bisher hat das dritte Mittel einigermassen geholfen, so dass das zweite noch nicht in größerem Umfang angewendet zu werden brauchte; wenn es nicht vollständig genügt, so ist das als Stachel für die Landwirtschaft zu weiterer Produktionssteigerung eher nützlich als ein Unglück. Dass es in alle Zukunft genügen wird, glaube ich zwar nicht, aber vorläufig kann der Ertrag der deutschen Landwirtschaft noch weiter gesteigert werden. Vielleicht nicht wesentlich im Getreidebau, sicherlich aber in der Vieh- und Geflügelzucht, im Obst-, Wein- und Gemüsebau. An Vieh, Geflügel, Eiern, Obst bezahlen wir ungefähr für 600 Millionen Mark aus dem Ausland. Das kann gespart und vielleicht auch

der Getreidebau noch um Einiges ergiebiger gemacht werden, wenn die Landwirthschaft die erforderliche Zahl von Arbeitern finden und nicht nöthig haben, ausländische ins Land zu ziehen, die doch auch essen wollen und dann noch gesparten Lohn mit fortnehmen. Und damit kommen wir zu einem dritten Rechenfehler Wendigens.

Auch der kleinste Landwirth braucht und besitzt Kapital; aber daran wird doch wohl nicht gedacht, wenn sich die Großkapitalisten über einen Steuerdruck beklagen, der die Kapitalbildung hemme, sondern an die progressive Einkommensteuer und die Kapitalsteuer, die ja nur die reichen Leute trifft, und an die Besteuerung der Aktiengesellschaften. Mit der Hemmung der Kapitalbildung ist also nur die Konzentration des Kapitals, und zwar besonders in der Industrie, gemeint. Nun ist ein gewisser Grad von Konzentration allerdings nothwendig, weil manche moderne Unternehmungen, zum Beispiel: der Schiffsbau, ein Riesenkapital erfordern und weil, mögen sich auch die Einzelunternehmungen mit der Zeit in Aktiengesellschaften verwandeln, gewöhnlich ein genialer Einzelunternehmer dazu gehört, eine neue Produktionart in Gang zu bringen. Aber jeder wohlthätige physikalische wie jeder soziale und volkswirtschaftliche Prozeß hat sein Optimum, über das hinaus er nicht mehr wohlthätig, sondern schädlich wirkt. Es ist kein Vortheil für die Gesamtheit, wenn das Großkapital zu viele mittlere und kleinere Kapitalien auffaugt und den allergrößten Großbetrieb auch in solchen Produktionzweigen erzwingt, wo der mittlere und der kleinere durchaus leistungsfähig sind. In der doch wohlthätig nicht antikapitalistischen Frankfurter Zeitung hieß es bei einem Rückblick auf das Wirtschaftsjahr 1908: „Schwer hat die Uebermacht der kapitalstarken Großbetriebe im letzten Jahr auf den Schwächeren gelastet, noch schwerer die Uebermacht der großen Kartelle auf den von ihnen Abhängigen.“ Und nun die Wirkung dieser Uebermacht auf die Landwirtschaft! Graf Raniž ist sonst nicht mein Mann, aber in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am dreizehnten Januar hatte er Recht mit der Behauptung, daß die zu beklagende Arbeitslosigkeit nicht vom Mangel an Arbeitgelegenheit, sondern von der falschen Vertheilung der Arbeiter herrührte. Kein Agrarier verkennt die Wahrheit, daß die Landwirtschaft nur bei blühender Industrie gedeihen kann. Aber das Optimum dieser Blüthe ist überschritten, wenn die kapitalstarke Industrie durch die Verlockung mit hohen Löhnen der Landwirtschaft die nothwendigen Arbeiter entziehen kann. Und während die Landwirtschaft die Leute dauernd und stetig beschäftigt (denn von Nahrungsmitteln wird immer ungefähr die selbe Quantität gebraucht), zieht die Industrie die Arbeiter, je nach der Konjunktur, bald an, bald stößt sie sie ab. Besonders unstet arbeiten die für den Export und die Kriegsbedarfssortikel liefernden Industrien. Nun halte man die volkswirtschaftliche Bedeutung der Exportindustrie und die der Landwirtschaft.

schafft neben einander! Daß der Auslandshandel, so nützlich und unentbehrlich er sein mag, daß Volkseinkommen nicht vergrößert, weil ja seine Bilanz negativ ist, wurde schon bemerkt; aber den Exporteuren wirkt er natürlich Gewinn ab. Doch kann dieser Gewinn der durchschnittlichen Dividendenhöhe noch auf höchstens zehn Prozent geschlägt werden, kann also im Jahr allerhöchstens 700 Millionen Mark betragen. (Die deutsche Ausfuhr des Jahres 1907 wird mit 6869 Millionen Mark angegeben.) Dagegen sind die deutsche Getreide- und Kartoffelernte des genannten Jahres und das verkaufte Schlachtwieh $9\frac{1}{2}$ Milliarden Mark wert gewesen; und das ist nicht bloß ein Privatgewinn der Unternehmer, sondern es ist substantielles, körperliches Einkommen des ganzen Volkes, ja, der wesentlichste und unentbehrlichste Bestandtheil dieses Einkommens und noch lange nicht die ganze Masse dieses Bestandtheiles; denn da sind noch hinzuzurechnen: daß im Haus geschlachtete Vieh, die Milch und die Molkereiprodukte, Geflügel und Eier, Gemüse, Obst und Wein, Rübenzucker, was alles in Geld zu schätzen (jedemfalls beträgt es mehrere Milliarden) dem Leser überlassen bleiben mag. (Werden noch die übrigen Bestandtheile der Utoproduktion: Fische, Holz und Mineralien hinzugerechnet, dann bleibt der Reingewinn, den Privatpersonen im Auslandshandel erzielen, hinter einem Zwanzigstel Dessen, was die Utoproduktion dem ganzen Volk liefert, weit zurück.) Nun werden diese Gebrauchs- und Genüggüter zu reichlich drei Fünfteln auf mittleren und kleinen Landwirtschaften erzeugt, die von der geforderten Schonung des Kapitals nichts haben würden. Demnach ist es es durchaus keine falsche Politik, wenn der Massenkonsum mehr geschiht wird als die Kapitalskonzentration. Wie diese wirkt, sehen wir am Deutlichsten in den Vereinigten Staaten. Deren Boden fordert noch ein paar hundert Millionen Bearbeiter. Die Staatslenker aber haben durch Hochzoll die Großindustrie und damit die Kapitalskonzentration treibhausartig gezüchtet, eine unverhältnismäßig große Zahl von Arbeitern in den Städten und Industriebezirken festgehalten und die Folge davon ist, daß in diesem dünn besiedelten, am unbebautem oder nur extensiv bewirtschafteten Boden überreichem Land häufige Krisen Massen von Arbeitslosen auf die Straße werfen; zu Zahltausenden sind im Jahr 1907 die Einwanderer in unser dichtbesiedeltes Europa zurückgestromt.

An diese Darlegung liegen sich noch allerlei Befrachtungen allgemeiner Natur anknüpfen; zum Beispiel: daß es nicht eben sehr nobel ausschaut, wenn unsere heutigen Aristokraten, so oft sie etwas stärker zu den Staatsoberen herangezogen werden sollen, ein Jammergescheh erheben. Schon Dickens hat (in *Hard Times*) über die Fabrikanten gespottet, die nach Erlass der ersten Arbeitsschutzgesetze drohten, sie würden ihr Geld lieber in den Ozean werfen als unter diesen Umständen weiter fabrizieren; sie haben ihr Geld hübsch behalten und sind immer reicher geworden. Die mittelalterlichen Lords sind nichts weniger

als Heilige, vielmehr stark räuberischer geartet gewesen, aber wo es sich um Leistungen fürs Gemeinwesen handelte, fühlten sie nobler als unsere heutige Gesellschaftsokratie. Als im Jahr 1450 die einmaligen Bewilligungen durch eine dauernde Einkommensteuer erzeugt wurden und die Commons vorschlugen: von Einkommen unter 20 Pfund $2\frac{1}{2}$, von denen zwischen 20 und 200 Pfund 5 und von den noch größeren 10 Prozent, nahmen die Lords diesen Vorschlag als reasonable an. Eine andere Erwägung wäre der Frage zu widmen, ob wirklich alle Forderungen der Verbündeten Regierungen berechtigt seien. Gewiß werden bei uns die Staatseinnahmen gewissenhaft veraltet und nützlicher verwendet als in der Türkei und in Russland oder im vorrevolutionären Frankreich; aber trotzdem ist es nicht ganz überflüssig, dem Nachdenken einen zweiten Ausspruch Montesquieus zu empfehlen, der durch die Verbindung mit dem ersten seine richtige Bedeutung empfängt. „Il ne faut pas prendre au peuple sur ses besoins réels pour des besoins de l'État imaginaires. Les besoins imaginaires sont ce que demandent les passions et les faiblesses de ceux qui gouvernent, le charme d'un projet extraordinaire, l'envie malade d'une vain gloire et une certaine impuissance d'esprit contre les fantaisies. Souvent ceux qui avec un esprit inquiet étaient sous le prince à la tête des affaires, ont pensé que les besoins de l'État étaient les besoins de leur petites âmes.

Reisse.

Carl Zentrich.



Lachen.

Nor dem Fenster erstreckten sich weithin Felder. Rothbraune, grüne und schwarze Streifen ließen stehen einander hin und slossen in unabsehbarer Ferne in ein gartes, duftiges Spaltenmuster zusammen. Da war viel Licht, Luft und unendliche Weite, so daß Einem in seinem schmalen, kleinen, schweren Körper fast eng wurde.

Der Doktor stand am Fenster, blickte auf das Feld und dachte: „Da sieh Einer!...“ Blickte auf die schnell und leicht dahinschwebenden Vögel und sagte: „Die fliegen!“ Die Vögel sah er lieber als die Felder. Er beobachtete finster, wie sie immer kleiner wurden, in der blauen Unendlichkeit verschwanden, und tröstete sich: „Ihr entkommt doch nicht... Wenn nicht hier, dann anderswo — sterben müßt ihr doch!...“

Die fröhlich grünenden Felder stimmten ihn vollends wehmüthig. Er wußte, daß es ewig so bleiben werde. „Uralte Geschichte! Selbst am Grabeingang leuchtet ewig schön... die Gottnatur...“ Einfach trivial; Blödsinn! Darüber sind wir denn doch hinaus!... Nebrigens höchst gleichgültig... Wirklich ganz egal, ob ich denke oder nicht...“ Der Doktor verzog frampfhaft das Gesicht,

bewegte den Kopf hin und her, trat vom Fenster zurück und starrte stumppfunig auf die weiße Wand.

In seinem Kopf entstanden Gedanken, stiegen wie Luftsäulen in trübem Wasser an die Oberfläche, platzten und zerstreuten sich nach allen Seiten. Das kam in letzter Zeit oft vor, besonders oft, seit er an seinem Geburtstag begriffen hatte, daß er schon fünfundsechzig Jahre alt sei und sicher bald sterben werde. Das Unwohlsein, das ihm vor vierzehn Tagen befiel, mahnte ihn noch dringlicher an die Minute, die er sich früher nicht ohne Herzschlag hatte vorstellen können. „Sie kommt, kommt ganz sicher, diese Hundertstelstunde, in der einst der Kollaps eintrete! Diesseits ist das Leben, bin ich; jenseits ist das Nichts. Wirklich das absolute Nichts? Unmöglich! Das gibt es ja gar nicht. Da muß irgendwo ein Fehler liegen. Wäre doch zu schrecklich . . .“ Doch begriff er schon ganz deutlich, daß die Rechnung stimmt, daß gerade jetzt jenes Fürchterliche, Entsetzliche seinen Anfang nehme. Und jedesmal, wenn er Kopf-, Brust- oder Magenschmerzen hatte, wenn Arme oder Beine schwächer als gewöhnlich waren, kam ihm der Gedanke, jetzt müsse er sterben. Das war ganz einfach, durchaus wahrscheinlich und eben deshalb entsetzlich . . .

Die erste Qual begann, als er, der sonst wenig und nur unaufmerksam las, in einem Buch die Stelle fand, daß trotz aller Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit in der Natur doch früher oder später einmal die selbe Konstellation der Dinge eintreten müsse, so daß das selbe Wesen, ja, die selben äußeren Umstände wie früher noch einmal erscheinen würden. Im ersten Augenblick wurde ihm bei diesem Gedanken leichter zu Muth; aber gleich darauf verfiel er fast in Rätsel.

„Na ja, die Konstellation . . . Nichts Neues unter der Sonne . . . Ja . . . ich weiß sehr gut, daß hinter mit eben solche Ewigkeit liegt wie vor mir . . . Das heißt: Ich selbst bin nichts weiter als die Wiederholung einer früheren Konstellation der Dinge . . . Dabei weiß ich nichts von jener Konstellation . . . Das heißt: es kommt nicht auf mich, sondern auf die Konstellation an! . . . Aber wie ist Das möglich? . . . Ich fühle doch, wie ungeheuer wichtig, wie qualvoll und schön mein Leben ist . . . Alles, was ich sehe, höre, sogar rieche, existiert doch nur für mich, weil ich sehe, höre, rieche. Weil ich Augen, Ohren, eine Nase habe. Holglich bin ich unendlich, ungeheuer; in meinem Ich hat Alles Platz; und außerdem leibe ich noch! Und dann diese Konstellation! Zum Teufel, was geht mich die verfluchte Konstellation an? Einfach unerträglich, entsetzlich, nur eine Wiederholung früherer Dinge zu sein!“

Der Doktor häuste grimmig den (nur in seiner Einbildung) ergrisenbenden Menschen, der später, in grauer Zukunft, einmal genau so sein würde wie er.

„Das wird ganz sicher kommen. Wiederholen sich doch sogar die Gedanken eines Menschen. Holglich wiederholen sich auch die Menschen . . . Dabei sind meine Gedanken, meine Leiden, höchst gleichgültig und überflüssig, weil genau das Selbe wie ich auch Millionen anderer Wesen durchdachten und fühlen. Nicht angenehm! Hols der Teufel! . . .“

Der Zustand des Doktors verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ging nachts in Halluzinationen über und endete in einen alldurchföhnslichen Zustand. Er träumte nur noch von Tod, Begräbnis, Grabinenzem. Zur Abwechslung manchmal auch, er sei lebendig begraben. Den Tag über hatte er nur noch die eine Vorstellung:

„Ich zerfalle . . .“ Er merkte es daran, daß ihm das Treppensteigen im Krankenhaus schwer wurde, daß er beim Aufstehen und Sitzen husten mußte. Das siete Nachdenken bewirkte Schlaflosigkeit; die hielt er für den Vorboten des Todes.

Geraue in der letzten Nacht hatte er wieder nicht geschlafen; und nun herrschte in seinem Kopf ein schwerer, dunstähnlicher Mauschgutshand. Die Gedanken, die ihm während des zwecklosen Dalliegens im warmen, lebigen Bett, in der Nachbarschaft schreibender und lachender Greenhausinsassen kamen, waren so furchtbar, daß er sich verzweifelt hin und her warf, vor sich selbst zu entfliehen und sich einzureden suchte, er wisse von Alledem nichts mehr. Das gelang ihm nicht. Bald tauchte der eine, bald der andere Gedanke an die Oberfläche und hob sich von der weißen Wand deutlich ab. Schließlich mußte er gerade Das denken, was er zu vergessen suchte. Gleichsam mit künstlerischer Deutlichkeit malte seine Phantasie ihm den Verwesungsprozeß, den Schleim und die Fäulnis aus, die seinem Leib drohen; er sah die dicke, trüge, weiße Leichenwürmer, die sich von seinem Eiter gemästet hatten. Er hatte stets Angst vor Würmern. Die würden ihm dann in den Mund, in die Augen, in die Nase, überall hineinfriechen . . . „Natürlich werde ich dann nichts fühlen!“ schrie der Doctor während durchs ganze Zimmer. Er hatte eine durchdringende Stimme.

Ein Feldscher öffnete die Thür, blickte hinein und schloß sie wieder.

„Ja, so gehis: Die bollern so lange an Einem herum, bis sie selbst einen Klaps weghaben“, dachte er und ging vergnügt, weil ihm selbst entsetzlich trübsinnig zu Ruth war, zum Oberfeldscher, um ihm mitzuteilen, daß der „Alte“ anscheinend Einen „weg“ habe.

Als er die Thür schloß, freischrie sie schrill auf. Der Doctor blickte durch seinen Kneifer. „Na? . . . Was ist denn los? . . .“ fragte er böse . . . Weil die Thür schwieg, trat er erregt an sie heran, öffnete sie und ging über den Korridor die Treppe hinab in den Krankensaal, in den gestern abends ein neuer Patient gebracht worden war. Er hätte ihn schon längst aussuchen müssen, ging aber jetzt durchaus nicht aus Pflichtgefühl zu ihm, sondern, weil ihm das Alleinsein einfach unmöglich wurde.

Der Versinnige saß im gelben Kittel und mit gelber Rüte, obgleich er seine eigene Kleidung anbehalten konnte, auf dem Bett und schnaubte sich ganz verunstig aus. Der Doctor trat sehr vorstellig und etwas unsicher ein; aber der Versinnige blickte ihn vergnügt und freundlich an. „Guten Tag!“ sagte er. „Sie sind wohl der Oberarzt?“

„„Tag“,“ antwortete der Doctor. „Der bin ich.“

„Sehr angenehm. Nehmen Sie, bitte, Platz!“

Der Doctor setzte sich auf einen Stuhl, überlegte, blickte auf die kahlen, graugetrichenen Wände, dann auf den Rock des Versinnigen und sagte: „Haben Sie gut geschlafen? Wie geht es Ihnen?“

„Gemäß“, erwiderte der Versinnige fröhlich. „Warum soll ich nicht schlafen? Das muß man doch. Ich schlafe immer sehr gut.“

Der Doctor überlegte. „Na ja; aber in der neuen Umgebung . . . Und dann wird hier ziemlich viel geschrien.“

„So? Davon habe ich nichts gehört . . . Ich habe zum Glück ein sehr schlechtes Gehör.“ Er lachte laut. „Manchmal ist Das . . . ein Glück.“

Der Doktor erwiderte mechanisch: „Ja, manchmal.“

Der Irrelinige rieb sich den Nasenflügel. „Rauchen Sie, Doktor?“ fragte er. „Nein.“

„Schade, ich wollte Sie um eine Zigarette bitten.“

„Sie dürfen hier nicht rauchen. Das wissen Sie ja.“

„Ach ja. Das vergesse ich immer; bin noch nicht daran gewöhnt.“ Der Irrelinige lächelte wieder.

Sie schwiegen einen Augenblick.

Das Fenster war ziemlich dicht vergittert; trotzdem drang viel Licht in das Zimmer, das deshalb durchaus nicht düster, wie die meisten Zimmer in Krankenhäusern, sondern ganz freundlich und gemütlich war.

„Schönes Zimmer!“ meinte der Doktor wohlwollend.

„Ja, n' nettes Stübchen. Hattet ich gar nicht erwartet. Wissen Sie, ich war früher nie im Irrenhaus und stellte mir's viel schlimmer oder sagen wir: ganz anders vor. Hier ist es wirklich angenehm, und wenn ich nur kurze Zeit, . . . möchte ich wohl . . . ah?“ Er blinzelte forschend nach oben in die Augen des Doktors, sah aber nur die undurchdringlichen blauen Brillengläser und folgte hastig hinzu: „Ja, ich weiß, daß solche Fragen Ihnen unangenehm sind. Aber soll ich Ihnen etwas sagen, Doktor?“ Er wurde plötzlich lebhaft.

„Ach, was denn? Wenn es interessant ist?“ meinte der Doktor mechanisch.

„Sobald ich aus dem Irrenhaus komme, verschlage ich zunächst sämmtlichen lieben Freunden, die mich hierhergebracht haben, die Knochen“, sagte der Irrelinige fröhlich und doch wütend und verzog dabei sein häßliches, über und über mit Sommersprossen bedektes Gesicht.

„Weshalb denn?“ fragte der Doktor trüg.

„Weil es Schätzchen sind. Hols der Teufel! Weshalb müssen Sie sich in Dinge, die Sie nicht angehen! Schließlich ist mir ja Alles ziemlich schurre; aber amüsanter ist es doch drausen!“

„Was Sie sich einbilben!“ rief der Doktor ärgerlich.

„Schließlich habe ich doch nichts Schlimmes gethan,“ meinte der Irrelinige schüchtern.

„Na . . .“, begann der Doktor unbestimmt.

„Ich hätte es nicht gethan!“ fiel der Irrelinige ihm schnell ins Wort. „Sagen Sie, bitte, wie kann ich dazu, jemandem auch nur ein Haar zu krümmen? Wenn ich ein Kanibale oder irgendein Herr Johann Lehmann wäre. Aber so! Rein, mein verehrter Herr Doktor, mein Bildungsgrad hat mir stets Abscheu vor Wort, Diebstahl und Vergleichen eingeblößt.“

„Aber Sie sind ein frischer Mann.“

Der Irrelinige wand sich hin und her und schüttelte heftig den Kopf. „Ach Gott, ich frant! Ich werde Ihnen natürlich nicht die Versicherung geben, daß ich gesund bin. Das glauben Sie mir ja doch nicht. Aber wieso bin ich eigentlich frant, zum Teufel?“

„Na, gesund sind Sie doch auch nicht zu nennen“, meinte der Doktor vorsichtig, aber mit Nachdruck.

„Warum nicht?“ fragte der Irrelinige kurz. „Wir thut nichts weh, ich bin sogar relativ gutgelaunt, was bei mir selten vorkommt. Ach, Doktor, Doktor,

... Hahaha! Gerade als ich das Ding heraus hatte, brachte man mich ins Jüttenhaus.) Ich sage Ihnen: eine feine Sache, Doktor!

„Das interessiert mich“, meinte der Doktor und schob die Brauen in die Höhe; dabei erinnerte sein spitzes Gesicht an eine neugierige Hundeschnauze.

„Wäre doch sonderbar . . .“ Der Jüttinnige lachte plötzlich, stand auf, trat ans Fenster und blieb lange schweigend in die Sonne. Der Doktor betrachtete seinen Rücken. Der schmutziggelbe Kittel wurde von der Sonne mit einem goldenen Saum umgeben.

„Werds Ihnen sofort sagen“, begann der Herrliche wieder, wandte sich um und ging im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht war ganz ernst und sogar traurig; dadurch bekam es einen angenehmeren Ausdruck.

„Wissen Sie, daß Lachen steht Ihnen gar nicht“, sagte der Doktor aus irgendinem Grunde.

„Ja, ja“, meinte der Jüttinnige lebhaft. „Das habe ich auch schon bemerkt; und Andere haben es mir gesagt. Ich mag auch gar nicht lachen.“ Dabei lachte er wieder; und dieses Lachen klang trocken, klang hölzern. „Dabei lache ich, Doktor, lache sehr oft . . . Aber darüber wollte ich nicht sprechen. Sehen Sie, seit ich mich als denkendes Wesen kenne, habe ich stets über den Tod nachgedacht.“

„Aha!“ meinte der Doktor laut und nahm den Kneifer ab. Seine Augen waren groß und so schön, daß der Jüttinnige unwillkürlich verstimmt.

„Wissen Sie, der Kneifer steht Ihnen nicht!“ sagte er.

„Das ist ja gleichgültig. Also Sie haben über den Tod nachgedacht. Viel?“ fragte der Doktor. „Das ist außerst interessant . . .“

„Ja. Natürlich kann ich Ihnen nicht Alles mittheilen, was ich gedacht, und erst recht nicht Alles, was ich gefühlt habe. Jedenfalls war es nicht schön. Ich habe nachts manchmal wie ein kleines Kind vor Angst geweint. Malte mir aus, wie es sein würde, wenn ich sterbe, verweise und schließlich gar nicht mehr da bin. Das ist sehr schwer, fast unmöglich zu begreifen. Und doch wird es so kommen.“

Der Doktor knüllte seinen Bart in der Hand zusammen und schwieg.

„Über Das ist noch nicht so schlimm. Das heißt: es ist tatsächlich ekelhaft, traurig, abscheulich. Das Schlimmste aber ist, daß ich sterbe, während alles Andere bleibt. Sogar die Ergebnisse meines Lebens. Denn wie unbedeutend Jemand auch ist: irgend etwas hat er doch stets aufzuweisen. Also nehmen wir an, ich habe entsetzlich gelitten, habe mir eingebilbet, es sei von ungeheurer Wichtigkeit, ob ich ehrlich oder ein Schuft ersten Ranges bin. Und daß Alles ist sozusagen zwingend angelegt. Meine Leidenschaft, mein Verstand, meine Ehrenhaftigkeit, Gemeinheit und selbst meine Dummheit dienen der füntigen Generation, wenn zu nichts Anderem, so wenigstens zur Erbauung. Überhaupt habe ich zwar gelebt und in großer Lodesangst geschweift, aber Alles nicht für mich, wie ich mir einbilde, sondern, der Teufel mag wissen, für wen, weil meine Nachkommen ja auch nicht für sich leben. Und wissen Sie, Doktor, ich habe da ein Buch gefunden, in dem stand ein Gedanke ausgedrückt, und wenn der vielleicht auch sehr dumm war, hat er mich doch verblüfft, so verblüfft, daß ich ihn mir gemerkt habe.“

„Das ist ja interessant!“ murmelte der Doktor.

„Es lautet: Die Natur verfährt nach feststehenden Gesetzen; sie überreicht nichts, fordert aber früher oder später ihr Theil. Sie weiß nichts, weder Gutes noch Böses,

buldet nichts Absolutes, Ewiges, nichts Unveränderliches. Der Mensch ist ihr Kind. Über sie ist nicht nur Menschenmutter, sie bevorzugt Keinen: Alles, was sie schafft, schafft sie auf Kosten Anderer; zerstört das Eine, um das Andere zu schaffen. Ihr gilt Alles gleich."

„Das stimmt!“ meinte der Doktor traurig, befaßt sich aber sofort, lehne seinen Kneifer auf und fügte streng hinzu: „Nun, was folgt denn daraus? . . .

Der Jesuunige lachte, lachte lange, ziemlich ärgerlich, und als er aufhörte, erwähnte er: „Nichts, einfach gar nichts . . . Sie sehen, wie dummk der Gedanke ist, so dummk, daß überhaupt kein Denken mehr darin steht. Einfach ein Faktum, aber keine Gedanken . . . Und Fakta ohne Gedanken sind bader Unsinn. Den Gedanken habe ich selbst ausgeführt. Habe festgestellt, daß die Sache begrifflich, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz anders zu definieren ist. Die Natur verwirrt durchaus nichts absolut Ewiges. Im Gegenteil: bei ihr ist Alles ewig, ewig bis zur Einstürmigkeit, bis zur Absfuhr; nur sind bei ihr nicht die Fakta ewig, sondern die Ideen, das Wesentliche der Existenz. Nicht der einzelne Baum, sondern die Landschaft; nicht ein Mensch, sondern die Menschheit; nicht ein Verliebter, sondern die Liebe; nicht ein Genie oder ein Bösewicht, sondern die Genialität und das Verbrechen. . . Verstehen Sie mich?“

„Ja, ich verstehe!“ antwortete der Doktor mühsam.

„Da führen wir hier und quälen uns mit Todesgedanken . . . Die Natur vor uns interessiert uns nicht im Mindesten. Wir sterben ganz gewöhnlich, ohne die geringsten Gedankenblöße und sind nicht mehr da. Ganz einfach. Aber unsere Qualen sind ewig; über wenigstens ihre Idee. Salomo der Erste, der, Gott weiß, wann lebte, quälte sich schrecklich mit Todesgedanken. Salomo der Zweite, der, Gott weiß, wann, einmal leben wird, wird sich mit den selben Gedanken schrecklich herumquälen. Ich lasse zum ersten Mal ein Rädchen mit unbeschreiblichem Gemüß; und wenn in meinem Gesicht bereits das ewige, kindliche Lächeln ist, durchleben noch Millionen anderer Verliebten die selbe Wonne, genau das selbe Gefühl . . . Aber ich wiederhole mich wohl?“

„Ja . . .“

„Also aus diesem ganz hundsgemeinen Gedanken folgt nur das Eine: Alles, was nicht die Idee, sondern das Faktum betrifft, ist der Natur vollständig Wurst. Verstehen Sie? Sie braucht uns nicht; unsere Idee nimmt sie hin, wir selbst sind ihr gleichgültig. Und Das fühle ich nach all den Qualen, die ich durchlebt habe. Herrgott im Himmel! Sie lämmert sich einfach nicht darum! Und da soll mir nicht Alles gleich sein! Ich pfeife darauf!“

Der Jesuunige präßt so laut und durchdringend, daß der Doktor vorwurfsvoll, zugleich aber ganz mechanisch sagte: „Na, sehen Sie wohl. Da merkt man ja ganz deutlich . . .“

„Doch ich verstehe bin? Das fragt sich doch noch. Ja, fragt sich, fragt sich allerdings noch sehr. Gewiß bin ich etwas aufgeregzt, habe geschrien und so weiter. Aber Das ist doch kein Wunder. Im Gegenteil: wunderbar ist, daß Menschen, die beständig an den Tod denken und ihn bis zur Besinnungslosigkeit fürchten, die auf Todesangst ihre ganze Kultur begründet haben, daß Die sich dieser Frage gegenüber so anständig verhalten, vernünftig reden, sich hübsch grämen, manchmal ins Schnupftuch weinen, dann schwelen und sich mit ihren Angelegenheiten be-

schäfzigsten, ohne im Mindesten die öffentliche Ruhe zu stören. Ich denke aber, daß Menschen, die solchen Unnehmlichkeiten gegenüber noch den Anstand bewahren, einfach verrückt oder Schafsköpfe sind."

Der Doktor erinnerte sich sehr gut, daß er mitunter in plötzlicher Wuth, die seinen Jahren und seiner soliden Lebensweise nicht angemessen war, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, in daß Rüsse beißen oder sich die Haare ausraufen wollten. „Damit erreicht man nichts!“ sagte er finster.

Der Irreinige schwieg. Dann sprach er: „Gewiß; aber wenn man Schmerzen hat, will man schreien; wenn man schreit, wird Einem leichter . . .“

„So?“

„Ja.“

„Hm. . . Nun, meinewegen.“

„Vor sich selbst schämt man sich nicht so; benutzt die vielgerühmte Willensfreiheit dazu, wenigstens gehörig um Hilfe zu rufen. Auf die Art geht man wenigstens nicht wie ein Schaf zur Schlachtkuh und beteiligt sich nicht selbst mit dem frommen Unsinne, der für solche Fälle bereitgehalten wird . . . Eigentlich wunderbar! Der Mensch ist von Natur ein Slave . . . Die Natur ist aber tatsächlich ewig; sie hat nicht das Fazit, sondern die Idee im Auge. Der Mensch aber, endlicher als jedes Fazit, sucht sich einzureden, auch er schäfe weniger das Fazit als die Idee. Man kann sein ganzes Leben hinbringen, ohne einem Menschen ein freundliches Wort gegeben zu haben, dabei aber die Menschen insgesamt, die Menschheit sehr lieben. Das ist sogar ebel und Tugend im besten Sinn des Wortes. Die Leute verstellen sich und sichern vor ihrem allmächtigen Herrn, der sie wie Schafe zur Schlachtkuh führt. Im tiefsten Grund seiner Seele hegt aber jeder diese flüchtige, winzige Hoffnung mit dem Spazierndäschchen, ja, noch winziger, weil jeder von uns das „Lasciate ogni speranza“ sehr gut kennt. Also da hort diese lafaiemähige Hoffnung und sagt: Gewiß, gewiß, die Sache hat ihre Wichtigkeit; es könnte doch aber sein, wäre vielleicht denkbar . . . Das Wort ‚Gnade‘ wird nicht ausgesprochen, weil denn doch allzu klar ist . . .“

„Was denn eigentlich?“ fragte der Doktor traurig und rieb sich die Hände, als ob ihm kalt werde.

„So bin ich endlich dahin gelangt, die Natur mehr als den Tod zu hassen. Tag und Nacht habe ich gedacht: Auch Du wirst einst Deine Gemugthauung finden. Jawohl! Verdamm! Und sehen Sie, Doktor, dabei bin ich noch ziemlich gleichgültig gegen die Natur außerhalb der Erde; von der verstehe ich schon keine Wonne mehr. Was sagt mir, zum Beispiel, ein Stern? Einfach gar nichts! Er hat seine Existenz, ich habe meine. Der Abstand ist zu groß. Nur aber die Natur auf Erden, die erforderlich ist, um uns wie Rüsse aufzuknaden, um unsere ‚Idee‘ zu schmieden. Das heißt: in der Idee zugleich uns. Da denke ich immer: Wie ist Das nur möglich? Welches Recht hat ein beliebiges Wesen, mich zu quälen, dann Andere, eine ganze Million und so weiter bis zur Abfuhr? Warum hat gerade mich die Süßigkeit des ersten Kusses zu Boden geworfen? Habe ich doch nur ein einziges, winziges Mal geflüßt und da soll gleich . . . Dabei bleibt der erste Kuß mit all seiner Wonne, bleibt ewig, ewig jung und schön. Und alles Andere auch. Das ist doch schändlich! Niederträchtig! Gemein! Gipelpunkt der Gemeinheit!“

Der Doktor blieste ihn erstaunt an. „Die Konstellation kann sich wiederholen . . .“ murmelte er schon ganz dümm.

„Ich pfeife auf Ihre Konstellation!“ schrie der Irssinnige wütend. Und dieser Schrei war so laut, daß beide danach lange schwiegen.

„Was meinen Sie, Doktor?“ begann der Irssinnige leise und nachdenklich. „Wenn man Ihnen plötzlich beweise, daß unsere Erde ausstirbt? Mit allem Druck und Dran, nicht in grauer Zukunft, sondern in dreihundert Jahren; ganz und gar. Pfui Teufel! Wir erleben Das natürlich nicht mehr; aber würde es uns nicht trostdem leidthun?“

Der Doktor hatte noch nicht erfaßt, was der Irssinnige eigentlich wolle, als Der schon fortfuhr: „Viele, denen die geistige Knechtlichkeit bereits ins Blut gebrungen ist, die, wie das alte Höfgebinde, ihre Interessen von denen ihrer Herren und Prügelmäster nicht mehr trennen und sich selbst nicht mehr fühlen können, empfinden Das; und haben vielleicht Recht . . . Ich dagegen, Doktor, habe mich riesig gefreut.“ Das sagte der Berrückte in einer Art Freudentaumel. „Hab' mich kanibalisch gefreut! So verrückt doch! Dann kannst Du Dich wenigstens nicht ewig über meine Qual und die verfluchte Idee lustig machen! Streng genommen, beweist Das gar nichts. Aber Rache ist doch süß . . . Die Ironie verschwindet . . . Verstehen Sie? Diese Ewigkeit, die mir nicht gehört!“

„Natürlich!“ erwiderte der Doktor etwas verspätet. „Ich verstehe.“

Und dann beschämte er in einem Buge:

Läß am Grabeeingang nur
Das junge Leben spielen
Und die gleichgültige Natur
Sich in ewiger Schönheit fühlen.

Der Irssinnige blieb plötzlich stehen, hörte schweigend, mit stumpfsinnigen Blicken, zu und brach dann in lautes Gelächter aus. „Tü, tü, tü, tü, tü, tü!“ rief er wie eine Wachtel. „Das giebt nicht, giebt nicht; ewige Schönheit ist Unsinn! Wissen Sie, Doktor, ich bin von Beruf Ingenieur, habe mich aber lange mit Astronomie beschäftigt; ist ja heute modern, sich nicht mit Dem zu beschäftigen, worauf man sich sein ganzes Leben lang vorbereitet hat. Na, als ich mich so richtig traurig und dummkopf gearbeitet hatte, stieß ich ganz zufällig auf einen Fehler. Wissen Sie, ich beschäftigte mich mit den Sonnenstädten, studirte sie viel eingehender als Andere vor mir und da . . .“

Ja diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter der gegenüberliegenden Hauswand und es wurde mit einem Mal dunkel im Zimmer. Alle Gegenstände erschienen schwerer und lebten am Fußboden. Der Berrückte sah plötzlicher und troher aus.

„Also in der bekannten Theorie von der Zunahme der Sonnenstädte, nach der die Sonne in præter propter vierhundert Millionen Jahren erlöschen muß, habe ich einen Fehler entdeckt . . . Vierhundert Millionen Jahre! Können Sie sich vierhundert Millionen vorstellen, Doktor?“

„Rein!“ sagte der Doktor aufstehend.

„Ich auch nicht!“ lachte der Berrückte. „Das kann Niemand, weil vierhundert Millionen Jahre eine Ewigkeit sind. Man sollte statt Dessen einfach sagen: Ewigkeit. Das ist umfassender und deshalb klarer. Mit vierhundert Millionen Jahren bleibt Alles wie in Ewigkeit. Die gleichgültige Natur und die ewige Schönheit . . . Vier-

hundert Millionen Jahre ist einfach lächerlich . . . Also ich habe entdeckt, daß es gar keine vierhundert Millionen sind."

„Weshalb nicht?“ Der Doktor schrie es fast.

„Die Herren haben naiver Weise berechnet, die Sonne müsse im diesem Zeitraum so abkühlen, daß . . . Folgt ein einfaches Rechenergängel. Bekanntlich hält sich aber ein abkühlendes Stück Metall oder ein anderer Körper in glühendem Zustand nur bis zum ersten Augenblick der Erfaltung. Denn die Erwärzung ist gegenseitig. Ist aber einmal solcher dunkle Fleck auf der unverschämten blanken Sonnenfläche vorhanden, so ist eben das Gleichgewicht gestört, der Fleck hält nicht mehr die allgemeine Wärme, sondern strahlt im Gegenteil Kälte aus, Kälte, das liebe Ding! Strahlt Kälte aus und wächst, und je mehr er wächst, um so mehr Kälte strahlt er aus, und zwar in umgekehrtem proportionalem Verhältnis. Ich denke, wenn also noch ein Viertel der auf allen Seiten von dunklen Flecken (richtiger: von einem einzigen riesigen dunklen Fleck) umgebenen Sonne übrig ist, daß sie dann schon in einem Jahr, vielleicht schon in zwei Jahren erlischt. Da habe ich mich denn an die Arbeit gemacht und habe Rechnungen hergestellt, die in ihrer chemischen Zusammensetzung genau der Sonne gleichen. Und wissen Sie, lieber Doktor, was ich da herausgefunden habe?“

„Rum?“ fragte der Doktor.

„Däß die Erde erkalte. Wie kann bei der Kälte noch von Schönheit die Rede sein? Das tritt freilich nicht bald ein, durchaus nicht, sondern so ungefähr nach fünf-, sechstausend Jahren.“

„Was denn?“ rief der Doktor.

„In fünf-, sechstausend Jahren höchstens.“

Der Doktor schwieg.

„Als ich Das heraus hatte, erzählte ich es allen und lachte . . .“

„Lachten?“ fragte der Doktor.

„Ja, ich amusierte mich.“

„Amusierten sich?“

„Freute mich ganz riesig . . . Überhaupt . . .“

„Atsch!-sch!-sch!“ platzte der Doktor plötzlich los. „Hi-hi-hi!“

Der Herrliche schwieg unsicher. Aber der Doktor beachtete ihn schon nicht mehr; er erstickte fast vor Lachen, setzte sich hin, spie aus und schnaubte; der Kneifer fiel ab, die schwarzen Röschöpfe flatterten wie im Fieber und das Gesicht bedeckte sich mit Falten, wie bei einem sterbenden Gummiteufel.

„In fünftausend Jahren? Hi-hi-hi! Das ist günstig! Das ist reizend. Atsch!-sch!-sch!“

Der Herrliche blickte ihn an und fing auch zu lachen an. Anfangs leise, dann lauter und immer lauter . . .

So standen sie einander gegenüber und schüttelten sich vor fröhlich hässlichem Lachen. Bis man beiden die Zwangsjacke anlegte.

Wolfsau.

M. Argibashew.



Meine Jugend.*)

Sie bin geboren am neunten März 1849 in Offenburg. Mein Geschlecht stammt von der Vatersseite aus dem Schwabenland, wahrscheinlich aus Ludwigburg, von wo aus drei Brüder ausgewandert und in Friesenheim ansässig geworden sein sollen. Schäye scheinen sie nicht erworben zu haben, denn sie lebten dort, so viel ich weiß, als arme Hand- und Weinbauern. Von einem von ihnen stammt mein Vater, Sohn eines Brüders, der älteste mehrerer Geschwister, jedenfalls auch der begabteste; er wurde in Rastatt im Lehrerseminar vorgebildet und war zur Zeit meiner Geburt als Lehrer an der Volkschule in Offenburg thätig. Meine Mutter stammt aus Zell a. H., einem Wallfahrtort und ehemaligen freien Reichsstädtchen. Ich erinnere mich noch mit besonderem Interesse an diesen Ort, der ein eigenthümliches Völckchen beherbergte. Als Reichsstädter schienem sie von aller Welt abgeschlossen, um so mehr, als ja das alte Deutsche Reich längst untergegangen war, so daß sie die Fühlung mit der übrigen Menschheit ziemlich verloren; man sprach hier gleichsam eine eigene Sprache mit eigenem Accent und eigenen Wendungen; auch lebte man ziemlich sorglos in den Tag hinein und genoß die Stunden, die Einem Gott bescherte. Von Zeit zu Zeit kamen Wallfahrer mit Kreuz und Fahnen und in der Marienkirche sah man die zwei Ketten, von denen einst ein Gefangener befreit sein soll, der, ich glaube bei den Türken, schwachtete und inbrünig zur Mutter Gottes betete. Besonders interessirten mich in der Kirche die Leute aus den verschiedenen Thalgegenden mit ihren Trachten, namentlich aus einer, wo die Weiber mit gelben Zylindern erschienen. Ich dachte schon oft über die Völkermischnung in diesen Gebieten nach; sicher haben sich die Römer hier auch durch ihre Nachkommenschaft verewigt, namentlich aber scheinen mir viele Züge der Bevölkerung auf das Keltenthum zu deuten, so das Lichte, Heitere, Anstellige des Wesens; und so erklärte ichs mir, wie Leute aus dieser Gegend sich so leicht dem französischen Wesen anschmiegen konnten, wie, zum Beispiel, der Bruder meiner Mutter, der in Pruntrut lebte und dort ein ziemlich reges Kaufmannsgeschäft betrieb.

Wenn ich meinen Ursprung näher betrachte, so kommt es mir wahrscheinlich vor, daß hier etwa folgende Mischung vorliegt: ein gewisser mysteriöser Zug meines Wesens, allerdings verbunden mit starker Sensualität, sowie Dässenige, was man mir etwa an philosophischer Begabung zugeschrieben mag, röhrt von der schwäbischen Seite her; dazu eine gewisse Gründlichkeit und Ausdauer, eine gewisse nervöse Hast in der Erfreitung der Lebensziele, vielleicht auch, was mir an Erwerbsinn anliebt. Von der Mutterseite habe ich sicher den Frohsinn und die Heiterkeit, den Sinn für die Schönheit des Lebens und auch, was ich an Anpassungvermögen und Anschmiegsamkeit besitzen mag.

Ich kannte die Ansicht eines bekannten Philosophen, daß der Intellekt von

*) Geheimrat Joseph Kohler, der ins Universelle strebende Jurist und Polymath, der auch den Lesern der „Zukunft“ manchen wertvollen Beitrag geschenkt hat, ließ an seinem sechzigsten Geburtstag (bei J. Benzheimer in Mannheim) einen Band erscheinen, der den Titel „Vom Lebenspfab“ trägt, Studien aus verschiedenen Gebieten vereint und aus dem hier eine charakteristische Stütze der Jugenderlebnisse veröffentlicht wird.

der Mutter, der Charakter vom Vater stamme, nie völlig billigen. Auf diese Weise läßt sich Charakter und Intellekt nicht trennen; und jedenfalls zeigt die Natur in der Mischung der Geisteselemente eben so viele Verschiedenheiten wie in der Mischung der Farben. Gerade die Art der Verschmelzung bestimmt die ungeheure Weisheit und Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Daß die Verbindung solcher Elemente, wie der vorhin bezeichneten, große Widersprüche in sich birgt, muß von selbst einleuchten; und ich muß es als eine große Ungerechtigkeit betonen, wenn man mir solche widersprechende Elemente meines Wesens stets zum Vorwurf mache und sie gar gewaltsam austreiben wollte. Erst das Alter, das auf der einen Seite Alles vertieft und damit neue Verbindungen einleitet und auf der anderen Seite die Schärfe abrundet, kann hier Ebenmaß und Harmonie schaffen.

Ich wurde also in Offenburg geboren, auch einer ehemaligen Reichsstadt mit eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Blutbann; aber der Typus war ein ganz anderer als in Bell. Hier herrschte ein ständiger politischer Wirbel, ein immerwährendes Streben nach Neuheit, nach politischer Umgestaltung und ein gewisser Zaumel der Weltbeglückung; man betrachtete hier eigentlich nur den Politiker als den wahren Menschen und den politische Geist drang durch alle Interessen hindurch. Man mag ja anerkennen, daß hier sehr viel politischer Dilettantismus herrschte und daß es eine Überhebung sein möchte, zu glauben, daß sich ein großes Reich regieren lasse wie eine Landstadt. Doch ist nicht zu leugnen, daß auch ein so starker politischer Zug, wie dieser Süddeutsche, zu unserer politischen Neigung beitragen mußte, eben so wie die scharfe politische Geschlossenheit des brandenburgischen Geistes; und es hat mir immer sehr leid gethan, daß mein hochsinniger und ehrbemerkender Kollege Treitschke in seiner überschreitenden Rhetorik diesem Süddeutschen Wesen so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ. Uebrigens war die Bevölkerung gutartig; man machte regelmäßig beim Nachmittagstaftee ein Spielschen und ging abends ins Wirthshaus, wo man bei Bier weiblich politisierte oder auch über das Bier ratsomnierte: bayerisches hatte man noch nicht und das einheimische schien bald so, bald anders zu munden.

Viel schienen allerdings diese Kleinstädte für die Kultur nicht geleistet zu haben; ich habe nichts von einer Maler- oder Dichterschule gelesen, die sich hier etwa aufgethan hätte, wie in Nürnberg, Augsburg oder auch nur wie in Ulm oder Blaubeuren, und mit den lombardischen Städten lassen sie sich an geistiger Bedeutung und Tüchtigkeit erst recht nicht vergleichen. Noch erinnere ich mich an den feineren Oelberg auf dem alten Kirchhof, der von einem Meister aus Ulrich hergestellt, ein etwas großes, stark aufgetragenes Werk; an einem gut durchgeföhrtten Christus, ebenfalls auf dem alten Kirchhof, dann an einige hübsche Gebäude, theils im Schlüter-Stil, theils im Stil der Spätrenaissance. Die katholische Kirche zeigt etwas von dem Stil, den der geniale Chiaveri in Dresden zur höchsten Vollendung gebracht hat; daß aber in der Kirche kein einziges Bild von Bedeutung hängt, war mir stets verwunderlich. Man muß allerdings anerkennen, daß die Gegend unter dem Dreißigjährigen Krieg und den Franzosenneinfällen ganz entsetzlich gelitten hat. Auch die damaligen Juristen haben das Ihrige gethan, um die Bevölkerung zu zerfleischen; denn die Hegenprozesse wütheten hier in grauenvoller Weise und nicht ohne Schauer stand ich oft am Bielerstein, wo die Hinrichtungsstätte gewesen sein soll.

Meine Geburt fiel in eine bewegte Zeit und auf sie folgten zehn Jahre der Reaktion. Davon habe ich natürlich wenig verspürt; ich erinnere mich nur, wie die Preußen abzogen, wie die ersten Eisenbahnen fuhren, wobei mir die Stehwagen besonders gefielen, wie man später, statt einem nationalen Helden, dem Franzis Drake ein Denkmal setzte, übrigens ein kindlicher Hohn auf jede Kunst, wie man sich in den Tagen der Hebe durch rauschende Faschingspiele die Zeit vertrieb und wie ferner, nachdem der Bann der Reaktion gebrochen war, die Epoche der Schlüpfenfeste, der Fahneneichen und der Pompiers anbrach, bis endlich die schleswig-holsteinische Frage die Geister wieder auf die Erde zurückführte und die gewaltige Gestalt Bismarcks sichtbar wurde, über den man allerdings nirgends mehr schimpfte als damals in meiner Vaterstadt.

Mein Vater hatte viel unter Krankheiten und auch unter den Zeitverhältnissen zu leiden, aber er bewahrte sich eine jugendliche Begeisterung für die Musik und unterwies mich im Klavier und in der Violine, zeigte mir auch die Anfangsgründe des Komponistens, was ich ihm sehr danke, wenn auch meine eigentliche musikalische Persönlichkeit erst erwachte, als ich den Riesengeist Wagners kennen lernte. Ich besuchte recht und schlecht in Offenburg die Volksschule, war im Schönschreiben und in der niederen Arithmetik niemals ein großer Meister, glaube aber, schon damals in Geographie und Geschichte einige Kenntnisse erworben zu haben, denn ich erinnere mich, wie sich manchmal Leute über mich wunderten. Im neunten Jahr kam ich in das Gymnasium in den etwas düstigen Räumen des ehemaligen Kapuzinerklosters, in dem auch einst Olen studirte, der merkwürdige naturphilosophische Schwärmer, den seine Zeit außerordentlich hoch stellte, obgleich er sich gegen Goethe in einer keineswegs vornehmen Weise benahm. Im Gymnasium kam ein neuer Geist über mich und die bestehende Logik der lateinischen Sprache erfüllte mein ganzes Wesen, denn alles Logische ist für mich ein Gegenstand des Entzückens; freilich hatte ich auch schon damals die Kunst, immer den Dingen eine neue Seite abzugewinnen und meine besondere Wege zu gehen, was mir keineswegs immer Lob und Zustimmung eintrug. Meine Aussätze litten an einer gewissen Schwierigkeit, denn ich konnte nicht anders: ich mußte Alles mit logischer Gewissenhaftigkeit unter peinlicher Erwägung aller Gründe und Gegengründe entwideln; das Feuer des Humors, das die logischen Gebilde verflüchtigt, und die philosophische Auffassung, die Alles tiefer begründet und dadurch den logischen Bau vereinfacht, konnte natürlich erst später kommen und die Männer, an denen ich meinen Stil bildete, Goethe und Schopenhauer, befam ich damals nicht zu lesen. Merkwürdig ist mir, wie so früh die philosophischen Probleme an mich herantraten; außerdem hatte ich meine Studien weit über das Schulprogramm ausgedehnt und naturwissenschaftliche wie sprachwissenschaftliche Fragen beschäftigten mich Tag und Nacht. Die Schule war mir zu eng; und so war ich herzlich froh, ein Jahr abzufürzen. Weil es damals bei uns keine *Sexta* (Prima) gab, kam ich in die *Obersexta* (Oberprima) nach Rastatt. Hier erst las ich Goethe und Shakespeare und ein neues dichterisches Leben kam über mich, wenn auch meine damaligen poetischen Ergebnisse an Schwert und Geschmacklosigkeit recht viel leisteter. In Rastatt fand ich in Direktor Scherm einen Schulmann, der mich vollständig verstand und auch den richtigen ergiebigerischen Grundtag hatte, daß man von dem Objekt der Erziehung nicht lautier Lichtheiten verlangen kann.

Nach der Absitzenprüfung trug ich eine unselige Welt voll Hoffnungen in der Brust; über die Wahl des Berufes war ich noch sehr unsicher: Naturwissenschaften oder Sprachen, auch Geschichte lockten mich in gleicher Weise. Doch verachtete ich Alles, was damals mein Herz bewegte, und wandte mich der Jurisprudenz zu. Ich hatte die Wahl niemals zu bereuen, denn ich glaube nicht, daß ich mich in irgendinem Fach so heimisch gefühlt hätte wie in diesem; und alle meine bisherigen Studien kamen mir bei dieser Wissenschaft zu Statten; ich hätte ohne sie als Jurist viel weniger zu leisten vermocht. Die scharfe Logik der Jurisprudenz, ihre fast dichterische Konstruktion, die Tiefe und Gestaltungskraft der menschlichen Vernunft, ihre Begründung auf der festen Basis menschlicher Verhältnisse: Das sind Dinge, die einen unendlichen Zauber in sich tragen, und ich kann nicht begreifen, wie man diese Wissenschaft, in der eine fast dichterische Intuition walte, jemals als trocken bezeichnen könnte. Vier Semester studierte ich in Freiburg und drei in Heidelberg mit einer Begeisterung, ich möchte fast sagen, einem Heißhunger ohnegleichen. Allerdings: Das, was ich wollte, konnte ich damals nicht finden; ich fand es erst, als das Deutsche Reich und eine eigene Gesetzgebung bot; aber eins lernte ich damals vom Grund aus: das Corpus Juris, diese Wunderquelle menschlicher Weisheit.

Im siebenten Semester wurde ich durch den Ausbruch des Krieges abgerufen, der unsere schönsten Erwartungen übertreffen und uns das Deutsche Reich bieten sollte, unter dessen Gesetzgebung mich erst das Leben recht lebenswert blieb. Am Krieg nahm ich nicht Theil, weil mein schwächtiger Körper damals als zu schwach erschien; man glaubte ja vielfach, mir nur etwa noch fünf Jahre gedenken zu dürfen. Und so verbrachte ich mich von Neuem in die Studien zu einer Zeit, wo die unerhörten Siegesnachrichten unser Herz erhoben; und im Jahr 1871 bestand ich mit großem Erfolg die erste Juristische Prüfung, der dann nach zwei Jahren eine eben so günstige Zweite folgte. Ich hatte in mehrjährigem Studium den Grund zu einem sollichen Wissen gelegt und so konnte ich in einer reichen Anwalts- und Richterpraxis in Mannheim nicht nur den schwersten Anforderungen nachkommen, sondern zugleich in literarischen Arbeiten meinem Forschertriebe folgen. In den Jahren 77 und 78 erschien mein Patentrecht und schuf die Grundlage für ein Gebiet der Jurisprudenz, das der deutschen Industrie erst ermöglicht, einen so riesigen Aufschwung zu nehmen, daß wir gut industriellen Weltmarkt geworden sind und im Kurzem alle Völker überflügeln werden. Im Jahr 1878 folgte ich einem Ruf als Professor an die Hochschule in Würzburg, 88 einem noch Berlin, wo ich auch als Lehrer einen außerordentlichen Wirkungskreis habe.

Von da an brauche ich nichts mehr zu berichten; denn von dieser Zeit an gehört mein Werk der Öffentlichkeit, der Nation, ja, der ganzen Menschheit an. Nur das Eine will ich noch erläutern, was ich eben sagte: daß ich ohne die sonstigen Studien in meiner Wissenschaft nicht das geleistet hätte, was man mir mit Recht oder Unrecht zuschreiben mag. Ohne die technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse hätte ich niemals meine patentrechtlichen Schriften geschrieben, ohne meine sprachwissenschaftlichen und theologischen Studien hätte ich niemals den Gedanken fassen können, die Rechte aller Natur- und Kulturbölker zu durchforschen und unsere Kolonialvölker in den Bereich meiner Studien zu ziehen; und was ich in der dogmatischen Wissenschaft für die Vertiefung der deutschen Rechtsgesetze und ihre wissenschaftliche Gestaltung that, war bedingt durch die logische Durchbildung und die dichterische Intuition.

Die Banken.

„**N**och eine Herren! Bei der Aufstellung der Bilanz liegen wir uns nicht nur von dem Bestreben leiten, jetzt, wo das industrielle Gebiet mit Kapital gefüllt ist, unsere eigenen Mittel zu frästen; wir müssen auch der zunehmenden Begehrlichkeit des Käufers zu begegnen suchen. Wir dürfen deshalb die erzielten Gewinne, besonders auf Effekten- und Kommodialkontio, nicht voll ausweisen, sondern müssen durch möglichst niedrige Einsetzung der beständige Stille Reserven schaffen.“ Diese Erklärung war, mutatis mutandis, diesmal der Restraint aller Direktorenreden in den Berliner Bankpalästen. Das war das Ergebnis der Erfahrungen des Jahres 1908. Gilt das Publikum hätte es ihrer nicht bedurft, denn das Urtheil der Menge pocht sich rasch gegebenen Verhältnissen an. Als die Abschlüsse des Jahres 1907 erschienen waren, mußte, mit einem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft, konstatiert werden, daß fünf von den neun Berliner Großbanken ihre Dividenden herabgesetzt hatten. Nur vier, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft und Mitteldeutsche Kreditbank, blieben bei der Quote vom Jahr 1906. In diesem Jahr hat nur die Dresdener Bank, mehr *honoris causa* als in Folge vermehrten Gewinnes, die Dividende um ein halbes Prozent erhöht, während die anderen Institute ihre Kreditdividenden beibehalten. Aber was man im vorigen Jahr mit Bedauern und in der Zuversicht auf eine Wendung zum Besseren entgegennahm, Das wurde diesmal als etwas Selbstverständliches begrüßt. Ein Hauptmerkmal der letzten Bankbilanzen ist: der Fortschritt ruht nicht den Aktionären, sondern den Gläubigern. Die Banken haben wie Treuhandinstitute gearbeitet. Sie haben sich das Rückgrat gestärkt und risikante Geschäfte verschmäht. „Wir vermissen Ihren Gewinn aus Spekulationen“. „Ich auch.“ Wer von den Berliner Bankmatadoren kann der Steuerbehörde diese niedliche Antwort gegeben haben? Doch nur einer. Und gerade der, dem die erwähnte Gewinnspiegels niemals Trennungsschmerzen verursachte. Ob Wahrheit oder erfundene Anekdote: jedenfalls charakterisiert der kurze Meinungs austausch die leichten Bankbilanzen. Man hat „consolidiert“. Das Jahr 1907 stellte hohe Anforderungen an die Kreditwilligkeit der Finanzinstitute. Die amerikanische Krise entzog den Banken Millionen, über die sonst der heimische Bedarf verfügt hätte. Wollten die Institute also die inländische Wirtschaft nicht darben lassen, so mußten sie die Ansprüche aus ihren eigenen Mitteln befriedigen. Daher die Auspansionierung der Bilanzen und die Abnahme der Liquidität. Nun brachte das Jahr 1908 stattliche Rücklässe, die eine Vermehrung der fremden Gelder (Depositen und Kreditoren) bewirkten. Dadurch konnten die „leicht greifbaren Aktiven“ etwas aufgestrichen werden; bei fast allen Banken haben diesmal die Barbestände und Bankguithaben, die Anlagen in Wechseln, in Reputis und Lombarddarlehen, zugenommen. Erleichtert wurde die Aufpolsterung der oberen Hälfte der Aktivseite durch die geringeren Ansprüche an den Kontosortenverkehr der Banken. Die Debitoren haben sich entweder nur unwesentlich gegenüber den Ziffern des Vorjahres vermehrt oder sie sind zurückgegangen. Das gilt auch von den Akzeptverbindlichkeiten, die 1907, weil so ungewöhnlich viel Bankkredit verlangt wurde, zu bedrängender Höhe angewachsen waren. Im vergangenen Jahr hat die Schwelling nachgelassen; auch von dieser Seite her war also die Liquidität nicht bedroht. Dieser Gesundung mögen sich allenfalls die Depositen gläubiger der Banken freuen; der Aktionär hat keinen Grund zur Sorge.

interessiert ihn die Thatsache, daß beim Kursstand von heute die Dividenden der Großbanken eine Durchschnittsrente von kaum 5 Prozent bedeuten. Das ist nicht gerade viel. Und wers erreicht hat, braucht nicht entzückt oder begeistert zu sein.

Die großen Banken haben einen sehr kostspieligen Apparat. Die Unkosten nehmen in der Gewinn- und Verlustrechnung einen breiten Raum ein; nicht den schmalsten die Direktorenantiemen, die nur bei der Kommerz- und Diskontobank und der Mitteldeutschen Kreditbank relativ niedrig sind. Der Aufwand darf nicht im Verhältniß zu der Leistung stehen; und da muß man doch fragen: „Ist es wirklich so schwer, 6 Prozent Dividende herauszuwirken, daß man einzelnen Direktoren dafür Extrabonotare zahlen muß, wie sie kein Wintergartenstern bezieht?“ Eine Gage von 1000 Mark für den Abend ist schon fast ratsam. Viele Berliner Finanzgrünen erhalten aber noch mehr als 1000 Mark Tantieme pro Tag. Und leisten doch nicht übermenschliches. Die starken Körner sind an den Fingern beider Hände herzuzählten. Jedenfalls sind 6 bis 7 Prozent Dividende keine Leistung für eine Großbank. Und mehr haben nur drei Institute: die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft und die Handelsgesellschaft. Wie sollt nun in Zukunft werden? Den Apparat verkleinern? Das geht schon wegen der Depositenkassen nicht. Je mehr Konten, desto mehr Personal. Das erfordert die Sicherheit. Es ginge also nur mit Hilfe einer Erhöhung der Gebühren. Denn die Tantiemen gehören zum eisernen Bestand. Daran will keine Bank rütteln. Die Steigerung der Provisionssäge wurde früher schon einmal angeregt. Man kam aber nicht zur Einigung, weil eine von den D-Banken die Ansicht vertrat, daß man im Konkurrenzkampf mit niedrigen Provisionen und hohen Zinsen besser führe als mit der Methode, der Kundschaft höhere Gebühren abzufordern und das für die Rechnung der Zinsen mild zu sein. In ihrem letzten Geschäftsbericht hat die Dresdener Bank die Erhöhung der Provisionssäge für eine „unabsehbare Notwendigkeit“ erklärt. Dieses Gesetz ist wichtig. Freilich konnte die hohe Last der Tantiemen und Gratifikationen (4,59 Millionen) die Dresdener Bank zu einer Spezialbeschwerde treiben. Wie groß bei der Deutschen Bank die „Gewinnbeteiligung“ des Vorstandes ist, erfährt man nicht, da diese Tantiemen mit unter den Handlungskosten erscheinen. Jedenfalls stehen Deutsche Bank, Dresdener Bank und Nationalbank bei der Entlohnung der Direktoren an der Spitze. Das Verhältniß der Tantieme zur Dividende ist auch da freilich verschieden. Für die anderen Ausgabeposten kommt das Depositenkassenwesen in Betracht. Wenn man sieht, wie, zum Beispiel, jetzt schon der Kurfürstendamm bis nach Halensee hinauf mit Depositenkassen gepflastert ist, ist man versucht, von einem Unwesen zu sprechen und zu fragen, ob der kluge Mann nicht Recht hat, der an der Börse so oft geläufig ist, er sei neugierig, wie lange der Aktionär noch all den Marmor und Stuck bezahlen, das Publikum noch glücklich sein werde, von einem jungen Mann zu hören, wie es sein Geld anlegen solle. Daß in diese Probenkassen sich die Menge nicht gerade drängt, sieht jeder Vorübermahlende. Die Berliner Handelsgesellschaft, die nur im eigenen Hause arbeitet, spart durch solche Enthaltsamkeit einen häufigen Posten Geldes.

Für die ganze Ausgestaltung des Großbankenbetriebes ist es bezeichnend, daß die Ausgaben kaum geringere Bedeutung haben als die Entwicklung der Einnahmen. Kann nur die Verringerung der Unkosten die Dividenden steigern und liegen auf der Gewinnseite gar keine Chancen mehr? Die Dresdener Bank giebt

auch darüber Aufschluß. Mit einer Welle, die auf Resignation deutet, erwähnt sie eine mögliche Aenderung des Verhältnisses von Banken und Großindustrie. Die schweren Industrien seien durch die fort schreitende Konzentration von den Finanzinstituten unabhängiger geworden, die nicht mehr zur Initiative gehörig sind. Das Bankkapital soll künftig in der Industrie mehr extensiv wirtschaften. Ich sprach hier schon von der Diskontirung von Buchforderungen, die in den geschäftlichen Betrieb der Banken mit aufgenommen werden solle. Die Deutsche Bank hat mit dieser Einrichtung jetzt den Anfang gemacht. Da kann ein Bindeglied zwischen Banken und Gewerbe entstehen. Manchem, der auf den Privatbankier oder das kleine Bankinstitut angewiesen war, öffnen sich dann wohl die Konten der Großbanken. Der Fabrikant oder Geschäftsmann, der seine Einläufe hat bezahlen kann, vermehrt seine Einnahmen durch die ihm bewilligte Bonification bei sofortiger Zahlung. Die Deutsche Bank will nun dem kreditwürdigen Unternehmer die Vortheile des Barlauses sichern. Die Bedenken, die gegen die neue Einrichtung sprechen, habe ich hier schon erwähnt. Die Deutsche Bank wird trotzdem wahrscheinlich Nachahmung finden. Den Provinzienstituten wird dann das Geschäft noch schwerer gemacht, als es jetzt schon ist (man lese darüber den Bericht des Schlesischen Bankvereins), und die Folgen werden sich in allerlei risikanten Unternehmungen äußern.

Die größte deutsche Kreditbank, mit ihrem Umsatz von 188 Milliarden und einem eigenen Kapital von 303 Millionen, isoliert sich als besonderer wirtschaftlicher Faktor immer mehr. Deshalb sind ihre Einrichtungen anders zu beurtheilen, als sie es an irgendeiner anderen Stelle wären. Die Höhe ihrer Depositen (489 Millionen) hat kein anderes Institut bisher erreicht. Am nächsten kommt der Deutschen die Dresdener Bank (224 Millionen). Die hat sich nun definitiv von dem Schaffhausernischen Bankverein getrennt und ihm ein Abschiedsgeschenk von 400 000 Mark gespendet. Fünf Jahre hat die Bialson gebauert. Das finanzielle Ergebniß besteht in einem Saldo von ganzen 6000 Mark zu Gunsten der Dresdener Bank. Das sind fürs Jahr 1200 Mark. Der Schaffhausernische Bankverein ist (von den nicht erkennbaren Einbußen abgesehen) dabei nicht theurer gefahren als der Commiss, der sich ein Räthmädel aushält. Schaffhausen bleibt bei 7 Prozent. Dresdener gibt $\frac{1}{2}$ Prozent mehr als im Jahr 1909, weil weniger verloren wurde. Damals betrugen die Einbußen 3,20 Millionen, diesmal nur 413 000 Mark. 213 000 Mark unterstüzt ein Räfster. Die Summe wurde vom Bruttogewinn abgeschrieben. Die Aktionäre haben also die Kosten der Defraubation zu tragen. Richtigter wäre gewesen, die Tantiemen um diesen Betrag zu fürzen, wie es die Mitteldeutsche Kreditbank mit den von Soltermann veruntreuten 500 000 Mark gethan hat. Von 518 000 Mark Tantiemen, die für 1908 ausgewiesen worden sind, erhalten Vorstand und Aussichtsrath nur 29 000 Mark. Könnte die Dresdener Bank, deren Verwalter mit 3,19 Millionen Mark am Gewinn betheiligt sind, nicht eben so handeln? Vielleicht fürchtet man, daß die Tage der üppigen Tantiemen vorüber sind, und nimmt deshalb mit, was die Kelle bietet. Der Schaffhausernische Bankverein hat zwar seinen Gesammtumsatz von 12,68 auf 13,00 Milliarden zu steigern vermöcht, ist aber im Nettovertrag um 700 000 Mark hinter dem Saldo des Jahres 1907 zurückgeblieben. Daraus ist ein Verlust von rund 600 000 Mark aus einer geschäftlichen Verbindung mit der Solinger Bank schulb. Außerdem hat das bekannte Grubenunglück in Raddod den Bankverein zu einer besonderen Rücksichtnahme von 1 Mil-

lion Mark für den Besitz am Kugel der Gewerkschaft Trier genügt. Und dann die Hauptsache: die Internationale Böhrgesellschaft giebt nicht mehr 500, sondern nur noch 100 Prozent Dividende. Das macht einen Unterschied von 3 Millionen im Effettengewinn von Schaffhausen. Dass man auch allein gute Geschäfte machen kann, lehrt die Erfahrung der Berliner Handelsgesellschaft. Sie ist bei ihrem 9 Prozent geblieben. Erstens, weil im Jahr 1909 10 Millionen mehr zu vergüten sind; zweitens wohl wegen des Steuerfürsatzes. Die Banken habens nicht gern, wenn man von ihren „verstießen“ Gewinnen spricht. Aber bei der Handelsgesellschaft wird mit besonderer Vorliebe Verstießen gespielt. Der Effettengewinn zeigt ein so auffallend niedriges Plus, dass man leicht zu der Meinung kommen kann, ein höherer Ertragssausweis sei nicht gewünscht worden. Die Handelsgesellschaft ist das einzige der großen Institute, das, trotz den ermäßigten Leihzinsen für Geld, eine Zunahme des Gewinnes aus Wechseln und Zinsen zeigt. Und damit die Leute sehen, dass Karl Fürstenberg nobel sein kann, wenn er will, hat er die Kosten der letzten Kapitalerhöhung nicht vom Agio, sondern vom Bruttogewinn abgezogen. Sonst hätte vielleicht einer geglaubt, die 446 000 Mark brächten ½ Prozent mehr Dividende. Ob diese Art der Unkostenverrechnung nicht ansehbar ist? Paragraph 262 des Handelsgesetzbuches bestimmt im Absatz 2, dass dem Reservefonds, bei Ausgabe der Aktien für einen höheren als den Rennbetrag, die Agiosumme zuzuführen ist, die nach Abzug der durch die Emission entstehenden Kosten noch übrig bleibt. Da wird nichts von anderen Möglichkeiten gesagt. Ob die Berechnung der erwähnten Ausgabe zu Lasten der Aktionäre zulässig ist, bleibt also fraglich. Denn die Mehrzuwendung an den Reservefonds hat doch nur theoretische Bedeutung. Ob der 34 oder 34½ Millionen enthält, ist im Grunde gleichgültig. 9 Prozent (wie seit 1905) verteilt auch die Diskontogesellschaft, mit einem normalen Abschluss, der als besonderes Kennzeichen eine stattliche Zunahme des Effettengewinnes (von 215 000 auf 2,81 Millionen) bringt. Es hieß, das Institut wolle sein immer noch (seit 1904) 170 Millionen beträgndes Kommanditkapital vermehren. Über den Bericht sagt nichts von solcher Absicht; man weiß ja nicht, wie sich das Geschäft im Jahr 1909 entwideln wird. Die Darmstädter Bank bleibt „bemüht“, sich immer mehr aus den Fesseln der Aero Dernburg zu befreien. Das ist ihr 1908 leider gelungen. Der Abschluss ist anständig; für ewige Zeit darf es aber nicht bei 6 Prozent Dividende bleiben. Zum Ergebnis der Nationalbank sprach ich schon. Auch nichts, was zur Begeisterung Anlass giebt. Sehr beschäden sieht die Kommerz- und Diskontobank aus. Geheimrat Hempelmann, der in die Direktion des Institutes eingetreten ist, wird Gelegenheit haben, seine an der Börse gesammelten Erfahrungen zu verwerten. Zu einer zweiten Überbuchtade wird es unter seiner Regie wohl nicht kommen.

Die Banken haben ihren Aktionären und Kunden schließlich noch ein Extra-ge schenkt gemacht. Sie werden künftig alle zwei Monate summarische Zwischenbilanzen veröffentlichen. Nur die Handelsgesellschaft thut nicht mit. Da sie keine Depotskassen und Filialen hat, kann man ihr das Recht nicht bestreiten, auch hier ihre eigenen Wege zu gehen. Die Zweimonatsbilanzen sind eine Konzession an die Propagandisten eines Depositengesetzes. Praktisch bedeutet das Entgegenkommen sehr wenig. Die Schlussbilanz entscheidet; und die sieht doch oft recht anders aus, als man vorher vermutet hatte. So war anno 1908 und so wirds noch manchmal sein. Die Zweimonatsbilanzen wird man deshalb besonders sorgsam prüfen. Lädt o.n.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Wenn Sie Ihre Füsse lieben, so tragen Sie Salamanderstiefel.
Sie gelten vor Laien und Fachleuten als das hervorragendste
Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie.

Fordern Sie Musterbuch H.



Salamander

Schuhges. m. b. H.

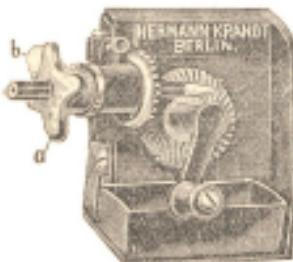
Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Einheitspreis M. 12.50

Luxus-Ausführung M. 16.50

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.



Krandt's Bleistiftschärfer

funktioniert indeflos D. R. G. M.

Vorzüge sind: Sichtbarkeit des Anschlags, wodurch Abreißen fertiger Bleistiftspitzen bzw. unnötiges Abschneiden vermieden wird.
Der Fraiser aus feinem Stahl ist von langer Gebrauchsduer.

Preis Mark 8.—.

Zu haben in allen Fachgeschäften.

Hermann Krandt, Berlin SW. Friedrichstr. 16.
Bureau-Bedarfs-Artikel.
Engros. Export.



Bewährt gegen
**Frost und
spröde Haut**

Prof. Dr. Schleich's

Schutzmarke



Kosmet. Hautcreme

Tube 60 Pfg. und
M. 1.—

Wachspasta

In Dosen
v. M. 1.50 an

Wachspasta-Seife

per Stück M. 1.—
Haushaltspack
(6 Stück) M. 2.70

Wachs-Marmorseife

1/2 Ko. 80 Pfg.
1 Ko. M. 1.50 u.
(6 Stück) M. 1.75

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien. Broschüre „Körperkultur“ kostet.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Abendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — fabellos!

Große Jahres-Revue in 1 Vorspiel = 9 Bild v. Julius Freund. Musik von Paul Lincke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel Theodor

Francke

und das neue Programm!

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Gebrüder-

Herrnfeld-

Anfang Theater.

8 Uhr.

Vorverk.

11—2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neu erbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. mittet
wir, zwecks Überbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke im Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.21 22 Johann-Georgstr. Berlin-Wilmersdorf.
Modernes Verlagsbüro (Curt Wigand).

Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

— Elegantes Familien-Restaurant. —

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Geschäftliche Mitteilungen.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank u. G. (Alte Stuttgarter). Im Jahre 1908

Anträge auf Neuversicherungen über 79 Millionen Mk. Kapital bei der Bank gestellt; davon gelangten zur Aufnahme 8000 Versicherungen mit Mk. 62,971,495 Kapital, während 862 Anträge mit Mk. 4,968,250 Kapital auf das Jahr 1908 übertragen wurden. Die Neuaunahmen überschreiten diejenigen des Vorjahrs um Mk. 2,310,845 Versicherungssumme. Es verblieb der Bank ein Reinzuwachs von 6196 Policien über Mk. 41,177,263 Kapital (gegen Mk. 40,212,704 im Vorjahr), und ist dieser Reinzuwachs der höchste, den die Bank in den 55 Jahren ihres Bestehens jemals erzielt hat. Der Abgang durch Kündigung und Verfall war wiederum äußerst gering, er betrug nur 0,77% der zu Todesfall versicherten gewesenen Summen. — Der Gesamtversicherungsbestand, einschließlich der seit 1904 nicht mehr zum Abschluss kommenden Ansauversicherungen, stellt sich Ende 1908 auf 135 600 Policien mit Mk. 860,034,515 Versicherungssumme.



Engelhardt's
Chasalla-Stiefel

D. R. Patente Nr. 165 545, 179 971,
 196 721 — Viele Auslandspatente
 sind eine

**Anatomisch richtige
 Fussbekleidung**

Chasalla-Stiefel
 stellen alle Erzeugnisse orthopä-
 discher Massarbeit in den Schatten
 verhüten Senkung und Plantfuss-
 bildungen und sind von ersten
 ärzlichen Autoritäten, wie Pro-
 fessor v. Escherich etc., empfohlen

Chasalla
 Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
 C., König-Strasse 22-24
 W., Tautentzien-Strasse 19

Gez. geschützt Verlagser die grüne Broschüre P

Geschäftliche Mitteilungen.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Sanatorium I. Ranges für physikalisch-diätische und seelische Behandlung. Medico-mechanisches Zander- und orthopädisches Institut, Sommer und Winter im Betrieb. Die Anstalt ist ausserhalb der Stadt und hoch gelegen in Anlehnung an den Stadtpark und mit den modernen Kur- und Wohnungsanstellungen versehen; elektrisches Licht, Centralheizung, Personenanzug, Gesellschaftsräume, Billardsaal, Kegelbahn, behaglichen Zimmereinrichtungen mit Warm- und Kaltwasserleitung. Bäder sind mustergültig und komfortabel ausgestattet und enthalten die besten und bewährtesten Badeapparate sowohl für einfache Wasserbäder, Brausen und Gisse, als auch Kohlensäure-, Glühs- und Bogenlichtbäder, Faradische, galvanische und Wechselstrombilder, 4 Zellenbilder, Loh-Tannin- und Sandbäder, Schlamm-, Heissluft- und Staunungsbehandlung. Für elektrische und Lichtbehandlung stehen die vollkommensten Apparate zur Verfügung. Röntgenapparat, d'Arsonvalisation, elektromagnetischer Apparat, Franklinisation, Finsen- und Quarzlampeleicht, elektrische Massage, etc. Für den Sommer grosse Luft- und Sonnenbäder. (Im Winter heizbare Luftbäder). Zandergymnastik. Behandelt werden alle Kranke mit Ausnahme infektiöser, soweit wir sie nicht sicher isolieren können und aller derer, die durch ihre körperliche oder geistige Verfassung ihre Mitpatienten infizieren würden. Insbesondere kommen zur Behandlung Nervenleiden der verschiedensten Art, Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias und andere Neuralgien, Fettleibigkeit, Blutarmut, Zuckerkrankheit, Rückenmarksleiden, Herz-, Magen-, Darmleiden, Hautkrankheiten etc. Rechtes Personal schützt den einzigen Angestellten vor Überförderung. Auf eine diätetische, dem einzelnen Krankheitsfall angepasste, dabei auch verwöhnten Geschmack befriedigende Küche wird der grösste Wert gelegt. Als Chefarzt wirkt an der Anstalt Dr. Loebell und neben ihm ausschliesslich ältere und bewährte Ärzte. Prospekte auf Wunsch gratis.

„Welt-Detektiv“

Preiss Berlin 75, Leipzigerstr. 107 C. Ecke Friedrichstrasse. Tel. I. 3571. Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vorkommnissen und Privatsachen. Überall!

Auskünfte weise, Ruf, Charakter, Lebens-üb. Vorleben, Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

Literarischen Erfolg

ermöglicht bek. Buchverlag. Übernimmt lit. Werke aller Art m. Kostenbel. Günstigste Bedingungen. Angebote unter K. 1065 an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pig.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundseit) à Dose 20 Pl. Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Ehe- schließungen **England**
rechtsfähige, in Prosp. Ir.; verschlossen 50 Pig
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

D. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

Krummhübel

Riesengebirge

Sanatorium und Erholungsheime.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Dält. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, soziale Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Ziminerelirichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranken.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. Loebell.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 66. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XVII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz. mit vergoldeiter Prägung etc. zum
Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung ob. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung.

Im Insel-Verlage zu Leipzig sind in kostlichem Gewande und in meisterhafter Bearbeitung die Romane und Novellen von

Cervantes, Lesage und Grimmelhausen

erschienen. Wir verweisen unsere Leser auf den dieser Nummer beigegebenen Prospekt der Verlagsbuchhandlung, der nähere Auskunft gibt. Den Bezug der Bücher vermittelt jede gute Buchhandlung.

Außerdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung Oesterheld & Co., Berlin W 15. betreffend

Literarische Neuerscheinungen

auf die wir unsere Leser ganz besonderes aufmerksam machen.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Grosse Berliner Strassenbahn.

Ritamz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.		#
Konto Bau des Gesamt-Bahnkörpers	A	61 720 260,58
Konto Bau sämtlicher Bahnhöfe und Werkstätten	A	20 783 356,04
Wagen-Konto	A	34 389 913,65
	A	116 893 510,27
Abschreibungen	A	1 400 00,00
Ausserdem sind noch abgeschrieben für 1908 auf Bahnkörper, Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen A 200 000,—, welche dem Bahnkörper-Amortisationsfonds überwiegen sind.		115 499 530,27
Maschinen-Konto nach Abschreibung von	A	19 470,50
Mobilien-Konto nach Abschreibung von	A	4 306 12
Ciessiken-Konto		1 —
Pferde-Konto nach Abschreibung von	A	17 605,—
Geschirre-Konto		1 —
Bekleidungen-Konto nach Abschreibung von	A	365 933,52
Inventuren-Konto, Bestände an Materialien und Futter		1 —
Konto Korrent-Konto, Verschiedene Guthaben		1 —
Kassa-Konto, Bar am 31. Dezember 1908		19 940,00
Konto Käutionen bei Behörden, bei diesen hinzugelegt		567 012,52
Effekten- und Dokumente-Konto, Effekten und Hypothekenbestände:		
als Anlage des Reservefonds		5 181 741,50
und des Bahnkörper-Amortisationsfonds		18 740 491,50
Effekten des Beamten-Käutionsfonds		336 381,18
Nicht begebene 3½% Obligationen		313 000
Nicht begebene 4% Obligationen		380 000
	A	133 000,00

Passiva.

Aktien-Kapital-Konto	100 052 400
3%,-% Obligationen-Kapital-Konto	3 543 000
4%,-% Obligationen-Kapital-Konto	687 000
Hypotheken-Konto	1 726 000
Dividenden-Konto. Noch unb. hobene i. residendum	7 650 75
3%,-% Obligationen-Auslosungs-Konto	Unbehobene Obligationen und Zinsen
3%,-% Obligationen Zinsen-Konto	49 004
	Zinsen per 1. Oktober bis 31. Dezember 1908
Reservelöndo-Konto	28 264 25
Bahnhöoper-Amortisationsfonds-Konto	10 105 300 81
Beamten-Kantinen-Konto	19 344 985 13
Haltpliicht-Versicherungs-Konto	333 781 18
Konto-Kdrant-Konto, Verschliejene Gläubiger und Marktauktionen	201 258 43
Erneuerungsfonds-Konto I	2 207 344 63
Erneuerungsfonds-Konto II	3 975 517 97
Gewinn- und Verlust-Konto	1 257 125 23
	9 940 673 73
	11 325 515 41

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1998.

201

	Soll.	Ist
Hypothesen-Zinsen-Konto	-	66 997
3½ % Obligationen-Zinsen-Konto	-	68 941 75
4½ % Obligationen-Zinsen-Konto	-	14 987 10
Gesamt-Abschreibungen	-	20 760
Abgaben an die Gemeinden	-	2 007 515 14
Erneuerungsfonds-Konto I. Zuweisung aus den Betriebs-Einnahmen nach § 49 des Statuts	-	2 300 000
Erneuerungsfonds-Konto II. Zuweisung aus 1908	-	209 000
Saldo, Reingewinn	-	9 046 673 73

Tables

Babes.		18
Gewinn- und Verlust-Konto. Gewinn-Vortrag aus 1907		23 204 71
Interessen-Konto. Eingenommene Zinsen		547 018 86
Betriebs-Konto sämtlicher Linien:		
Die Einnahmen betragen	W	38 406 352 50
Die Ausgaben betragen	W	21 581 150 44
Berlin, den 6. Februar 1908.	Bleibt Überschuss	16 825 402 06
		18 250 000

Die Direktion.

Die Direktion.

Görlitzer Luftdruckscheiben

Einfachstes Beweismittel bei Demonstration des atmosphärischen Luftdruckes

Franz, Gräfenthal, Danzig, Guben, Potsdam, Grünwald, Charlottenburg, Dresden, Mittweida, Chemnitz, Auerbach i. V., Altenberge, Bautzen, St. Witz, Bautzen, Neisse, Radeberg i. S., Mühlberg (Elbe), Kamenz, St. Jürgen a. J., Wittenberg (Elbe), Strehla

Preis für 40—50 Kilo Last M. 12.50 für 80—100 Kilo Last M. 25.00

1 Scheibe trägt 1 Schüler bis zum Gewicht v. 50 Kilo, 2 Scheiben 1 Lehrer v. 100 Kilo

Ingenieur **Rheinisch, Görlitz i. Schl.**, Hospitalstr. 20.

Bank für Handel und Industrie.

(Darmstädter Bank).

Bericht über das 56. Geschäftsjahr 1908.

Die mit dem Beginn des Jahres 1908 eingetretene Geldflüssigkeit, welche während seines Verlaufs nicht nur andauerte, sondern noch zunahm, ist ebenso wie die Beendigung der wirtschaftlichen Krise in Nordamerika auf die geschäftliche Entwicklung unseres Instituts nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben. Eine volle Wirkung konnte die Rückkehr normaler Verhältnisse auf dem Geldmarkt indes nicht anstreben, weil gleichzeitig ein erhebliches Nachlassen der industriellen Betätigung sichtbar wurde, ein starker Rückgang vieler Warenpreise eintrat und die Entwicklung der politischen Lage wiederholt zu ernsten Besorgnissen Anlaß bot.

Demgemäß war die Börsenstimmung zwar durchgängig eine gefestigte, da das Publikum jedoch zeigte nur vorübergehend eine in mäßigen Grenzen sich haltende Neigung zur Teilnahme an Engagements in Dividendenwerten. Im Vordergrund des Börsenverkehrs stand der Handel mit fest verzinslichen Wertpapieren, von denen insbesondere minderseichere Papiere sowie gut fundierte Obligationen im erheblichen Beträge zu steigenden Preisen Abnahme fanden.

Auch außerhalb des Effektenverkehrs erleichterte die Rehebung der Schwierigkeiten auf dem Geldmarkt die geschäftliche Tätigkeit, führte insbesondere zu einer Aufnahme des schwimmenden Materials an Hypotheken, gestaltete den Verkehr in Immobilienwerten günstiger und eröffnete die Hoffnung, daß mit einer Neubelebung der Bautätigkeit auch eine solche der industriellen Produktion wieder eintreten werde.

Dieser Sachlage entsprach die Betätigung unseres Instituts, welches reichlich Gelegenheit fand, sich an den leichten Umsätzen des Marktes in fest verzinslichen Papieren zu beteiligen und diejenigen Engagements befriedigend abzuwickeln, deren Lösung die Verhältnisse gestalteten.

Die Bilanz läßt demgemäß einen Rückgang des Effektenbestandes und der Konsortialgeschäfte erkennen; die dauernden Beteiligungen sind nahezu unverändert geblieben. Das Kontokorrentgeschäft, in welchem die Bank von irgendwie beträchtlicheren Verlusten verschont blieb, hat sich weiter erfreulich ausgedehnt. Der dadurch bewirkten Steigerung des Trattenkontos und der mit der größeren Geldflüssigkeit eingetretenen Vermehrung der Kreditoren steht eine entsprechende Erhöhung der disponiblen Fonds gegenüber. Die Liquidität des Gesamtstatus ist im Vergleich mit der Bilanz von 1907 eine bessere geworden.

Das Gewinn- und Verlust-Konto weist einen um rund „K. 840 000.— höheren Rein- gewinn aus, zu welchem fast sämtliche Positionen beigetragen haben. Das nicht erhebliche Minderertragnis des Zinsen-Kontos findet in dem Rückgang des Leihpreises für Geld, welcher allgemein im verflossenen Jahre eintrat, seine Erklärung. Die Banken, an denen wir dauernd beteiligt sind, haben wiederum annähernd gleiche Ertragnisse geliefert. Eingestellt in die Gewinn- und Verlustrechnung ist in diesem Jahre die Zuführung eines Betrages von „K. 750 000.— an die „Besondere Reserve“.

Die Niederlassungen der Bank haben sich um eine in Quedlinburg errichtete vermehrt; die Depositenkasse in Leipzig ist ihrer gestiegenen Bedeutung entsprechend in eine Filiale umgewandelt worden. Der Anbau des Berliner Bankgebäudes ist vollendet, seine Räume sind im letzten Viertel des Jahres 1908 in Benutzung genommen. Das der Bank bisher gehörige, in Berlin Behrenstraße 48 belegene, von der Firma Robert Warschauer & Co. übernommene Grundstück ist mit gutem Nutzen verkauft worden, welcher erst später zur Verrechnung gelangt.

Wir schlagen der Generalversammlung wie im Vorjahr die Verteilung einer 6%igen Dividende vor, wobei sich folgende Rechnung ergibt:

Der Bruttogewinn beläuft sich (einschließlich des Vortrages von „K. 344 980. 46 aus dem Jahre 1907) auf „K. 19 298 454. 74 davon ab:

a) Handlungskosten (einschließlich der Tantiemen an den Vorstand und die Oberbeamten)	„K. 5 917 206. 66
b) Steuern	„ 1 047 808. 14
c) Zuwendungen an die Beamten, deren Pensionsfonds sowie für wohltätige Zwecke	„ 1 257 607. 37
d) Abschreibungen auf Immobilien und Mobilien ..	„ 429 083. 22
e) Einlage in die Besondere Reserve	„ 750 000. — „ 9 401 775. 39
	bleiben „K. 9 898 679. 35

davon sind zu zahlen die statutenmäßigen Tantiemen für den Aufsichtsrat (7 % der A. 3 000 000.—) betragenden Superdividende	A.	215 600.—
verbleibt ein Überschuss von	A.	9 681 079.35
aus welchem die beantragte Dividende von 6 % zu entnehmen ist mit	A.	9 240 000.—
während der Rest von	A.	441 079.35

Es würden somit A. 60.— auf die Aktien von A. 1000.— und A. 25.71 auf die Aktien von fl. 250.— zur Verteilung kommen.

Zu einzelnen Posten unserer Bilanz haben wir noch folgende Erklärungen zu geben:

I. Grundkapital und Reserven.

Das Grundkapital setzte sich am Anfang des Berichtsjahrs zusammen aus 5271 Stück Aktien à fl. 250.— = nom. A. 2 250 000.— und aus 151 741 Stück Aktien à A. 1000.— = nom. A. 151 741 000.—. Im Jahre 1908 haben Inhaber von alten Guildeaktien von der Befreiung, dieselben in Aktien à A. 1000.— umzutauschen, zu einem Betrage von 133 Stück = nom. A. 57 000.— Gebrauch gemacht.

Das gesamte Grundkapital bestand nach Ende 1908 aus:

5 138 Aktien à fl. 250.—	= nom. A.	2 202 000.—
151 798 " à A. 1 000.—	= "	151 798 000.—
zusammen nom. A. 154 000 000.—		

Die Reserven unseres Instituts stellen sich per 31. Dezember 1908 wie folgt:

1. Die Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve, gemäß § 262 H.-G.-B.) beauftragt sich auf	A.	19 000 000.—
2. Die Besondere Reserve (früher Hauptreserve) beträgt	A.	11 250 000.—
zusammen A. 30 250 000.—		

II. Eigene Wertpapiere.

Am 31. Dezember 1908 enthielt der Effektenbestand in den einzelnen Hauptrubriken:

I. Deutsche Staats- und Gemeinde-Schuldverschreibungen, Eisenbahn-Obligationen und Hypotheken-Pfandbriefe (in 103 Gattungen)	A.	10 387 747.45
II. Außerdeutsche Staats- und Kommunal-Anleihen, Eisenbahn-Prioritäten und Obligationen industrieller Unternehmungen (in 70 Gattungen)	A.	8 933 373.74
III. a) Aktien deutscher und außerdeutscher Bahnen und Dampfschiffahrtsgesellschaften (in 18 Gattungen)	A.	10 430 007.55
b) Aktien deutscher und außerdeutscher Industrie-, Versicherungs- und Bergwerks-Gesellschaften (in 114 Gattungen)	A.	10 200 950.69
IV. Bank-Aktien (in 23 Gattungen)	A.	1 930 226.39
V. Diverse Bestände (in 49 Gattungen)	A.	5 886 039.37
	A.	47 778 245.19

III. Konsortialbeteiligungen.

Die unter dieser Rubrik gebuchten Engagements sind vorsichtig bilanziert; etwaigen dennoch vorhandenen Risiken ist durch entsprechende Rückstellungen Rechnung getragen.

Von den vor dem Jahre 1908 eingegangenen Geschäften sind u. a. die folgenden abgewickelt und die darauf bis zum Schluß des Jahres 1908 zur Ausschüttung gelangten Gewinne verrechnet worden:

4 % Oesterreichische Kronen-Rente von 1906, 4 1/2 % Obligationen der Oesterreichischen Siemens Schuckert-Werke, 4 % Prioritäts-Obligationen der Aktien-Gesellschaft der Wiener Lokalbahnen II. Em., Aktien der Banca Commerciale Italiana, Aktien der Großen Leipziger Straßenbahn, Aktien des Vereins Chemischer Fabriken, Mannheim, Aktien der Russischen Bank für auswärtigen Handel, 4 1/2 % Befindung & Extension Redeemable Gold Bonds der Colorado & Southern Railway Company, 5 % Gold Notes der Kansas City Southern Railway Company, Karawankentunnel.

Die größeren Finanzoperationen, an denen wir uns im Jahre 1908 durch Übernahme- oder Beteiligung interessiert haben und die größtenteils bereits abgewickelt wurden, sind u. a. wesentlichen die nachstehenden:

4 % Deutsche Reichsanleihe und 4 % Preußische konsolidierte Staatsanleihe von 1905, 4 % Preußische Schatzanweisungen, 4 % Deutsche Schutzbefreiungsanleihe von 1908, 4 % Eisenbahn-Anleihen und 4 % Allgemeine Anleihen der Königlich Bayerischen Staatsregierung, 4 % Hessische Staatsanleihe, 4 % Hamburgische Staatsanleihe von 1908, 4 % Lübeckische Staatsanleihe, 4 % Württembergische Staatsanleihe, 4 % Oesterreichische Kronenrente von 1908, 4 % Königlich Ungarische steuerfreie Staatsanleihe Anteile von 1908, 5 % Kaiserlich Chinesische Tientsin-Pulow Staats-eisenbahn-Anleihe, 4 % und 3 1/2 % Schuldverschreibungen des Provinzialverbandes der Provinz Ostpreußen 10. Ausgabe, 4 % Hanoverische Landes-Credit-Anstalt-Obligationen.

- 4 % Anleihen der Städte Augsburg, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Halle a. S., Mannheim, Mühlhausen i. E., Posen, Schleizstadt, 4 % Anleihe des Civilhospizes in Straßburg i. E.
- 4 % Hypotheken-Pfandbriefe der Preußischen Hypotheken-Aktien-Bank, unkündbar bis 1917, 4 1/2 % Hypotheken-Pfandbriefe Ser. V—VI der Berliner Hypothekenbank-Aktiengesellschaft.
- 5 % Obligationen Ser. IV der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft, 4 1/2 % Obligationen der Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co., 4 1/2 % Schuldverschreibungen vom Jahre 1908 des Norddeutschen Lloyd, 4 1/2 % Anleihe der Friedrich Krupp Aktiengesellschaft, 4 1/2 % Anleihe von 1908 der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, 4 1/2 % Prinzipal-Anleihe IV, Emission der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt Aktien Gesellschaft, 4 %, Obligationen der Süddeutschen Eisenbahn Gesellschaft, 4 1/2 % Obligationen der Württembergischen Nebenbahnen, 4 1/2 % Obligationen der Felsen & Göllename Lahmeyerwerke Aktiengesellschaft, 4 1/2 % Prioritätsanleihe der Lech Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft, 5 % Anleihe von 1908 der Handelsgesellschaft für Grundbesitz, 5 % Obligationen Ser. III der Staats-Roman Aktien Gesellschaft für Petroleum-Industrie, 4 % Obligationen der Compagnie Générale de Tramways de Buenos-Ayres, 5 % Obligationen Ser. A der Victoria Falls Power Company Limited.
- 4 1/2 % Schuldverschreibungen von 1908 und 4 1/2 % Vorzugsaktien der Berliner Elektrizitäts-Werke, 4 1/2 % Obligationen und neue Anteile der „Hermes“ Vereinigung von Hibernia-Aktiengesellschaft mit beschränkter Haftung, 4 1/2 % Obligationen und neue Aktien der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft.
- Neue Aktien** der Süddeutschen Bodencreditbank, neue Aktien der Hargener Bergbau-Aktiengesellschaft, der Aktiengesellschaft Mix & Giese, Telephon- und Telegraphen-Werke, der Rheinischen Stahlwerke, der Concordia Bergbau-Aktien-Gesellschaft, der Aktiengesellschaft für Anilin-Fabrikation, der Rheinischen Aktiengesellschaft für Braunkohlenbergbau und Klinkerfabrikation, der Gesellschaft für elektrische Beleuchtung vom Jahre 1886 in St. Petersburg, der Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co., Vorrangs- und Stamm-Aktien des Kraftwerks Laufenburg und Anteile der Deutsch-Schweizerischen Wasserbau-Gesellschaft m. b. H., neue Aktien der Deutschen Nationalbank Kommanditgesellschaft auf Aktien, Aktien der Bayerischen Stickstoff-Werke Aktiengesellschaft.

IV. Dauernde Beteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen.

Die unter obiger Überschrift laufenden Engagements begifferten sich Ende 1908 auf:

£ 28 705 146. 50	Aktien von Banken
— 4 514 943. 00	Kommanditistische Beteiligung bei Bankgeschäften
£ 33 310 089. 56	

Die auf diesem Konto ausgewiesenen Gewinne verteilen sich:

1. auf unseren Besitz an Aktien mit	£ 1 425 897. 87
2. auf unsere Kommandit-Beteiligungen mit	297 927. 70
zusammen	£ 1 723 825. 57

V. Debitoren in laufender Rechnung.

Den in den Konto-Korrent-Engagements etwa liegenden Risiken stehen angemessene Reserven gegenüber.

VI. Bankgebäude.

Dieses Konto umfaßt unsere Bankgebäude in Darmstadt, Berlin, Frankfurt a. M., Hannover, Halle a. S., Leipzig, Gießen, Frankfurt a. O. und Lahr (Baden), welche unter Berücksichtigung der bis 31. Dezember 1908 in Höhe von £ 4 063 689. 50

vergenommenen Abschreibungen noch mit	£ 10 985 587. 08
zuzüglich Mobiliar und Einrichtung unserer Zweigniederlassungen, abzüglich	
Abschreibungen hierauf bis Ende 1908	259 455. 48
zusammen mit £ 11 246 042. 51	

in der vorliegenden Bilanz erscheinen.

Die Direktion.

Durch die von uns bestellte Kommission ist die in den Anlagen des gegenwärtigen Berichts wiedergegebene Bilanz sowie die Gewinn- und Verlust-Rechnung des Instituts eingehend geprüft worden; wir finden gegen dieselben nichts zu erinnern und erklären uns mit dem vorstehenden Bericht der Direktion, welchem wir nichts hinzuzufügen haben, in allen Teilen einverstanden.

Der Aufsichtsrat.

Kaempf,

Vorsitzender.

Ausstellung Deutscher Buchkunst und



Ex Libris
Kaufhaus
des
Westens
G.m.b.H. Berlin w.
Tauentzien-Strasse 21-24

MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium.
Aller Confort. Familieneleben.
Prospekt frei. Zwanglos. Eatwöhnen.

ALKOHOL**Schriftstellern**

bietet sich vorzühlhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Simplizissimus

Jahrgänge 1—11 gebunden. (I u. 2 unvoll-
ständig zu verkaufen. Anfragen um 2587 be-
förd. Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

**Die Hauptströmungen
der Literatur d. 19. Jahrhunderts.**

Von Georg Brandes.

6 Bde. 9 Aufl. 65. M. Leinwände. 30 M.
Dasselbe: Wohlf. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde
Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage 559 Seiten
10 M. Leinwände. 1150 M.
Prospekte u. Verzeichnisse über Kultur- und
Sittengeschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W 30. Aufhängewinkel. 15 L



Entzündung: absolut zwang-
los und ohne Entzündungs-
scheinung. (Ohne grüne).

ALKOHOL**Harmonium**

das seelen- und gemütvollste aller Haus-
instrumente, kann jedermann ohne Vor-
kenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem
neuen Spielapparat „Harmonista“, Preis ein
Heft von 220 Stückchen 20 Mk.

Illustrierte Harmonium-Kataloge und
Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu
verlangen von

Aloys Maier, Königl.
Hoflieferant, Fulda.

Schockethal

bei Cassel

Physikal. diätet. Hellental mit modern. Ein-
richtung. Gr. Erfolg. Entzündl. sehr geschützt. Lage.
Zeitig. Frühling. mäßig. Sommeremp. Prospekt
gratis. Td. 151 km Cassel. Dr. Schaumkäppel.

**Meyer's Grosses
Konversations-Lexikon**

6. Auflage. 20 Bände. 230 Mk.

Ein unerschöpflich. Nachschlag-
buch des allgemeinen Wissens,
wird komplet und franko gegen

5 Mark Monatsrate geliefert.
Probexemplar gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlung.
Berlin W 30, Sieglingerstr. 54

**Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste
Innere Heilkunst**

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteineleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und
äußeren Geschwüren, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen
Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis
u. franko durch Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Mal-Kah

Cigaretten
vorzüglich!

Wer Geld an Aktien, Ruxen, Bohranteilen od. dergl. verloren hat

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshilfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse
Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10½, 4-6.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erfülligung. Nübere Auskünfte kostenlos.

Inseraten-
Annonce für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sonstige durch sämtliche Anzeigen-Expeditionen.

Wohnungseinrichtungen. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Künstlerischer Beirat. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Clichéeinrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete **Mittelstand** begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unverhältnismäßig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angepasstes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, W. 87, Tie Wardenbergstr. 11
Telephon Amt 2, 7683.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Kapazität.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2,-.
Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalenfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausmer. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicola und Erfurt. Mahado. Die ungeliebte Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurde. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-premex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thisian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2½-Bund. Kirchenvater Strandberg. Der Ententeich. Jeder Band 8,-. 14 Bogen elegamt broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Vergnügung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10,- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Waembrunn-Schreiberhau. (S. 21).

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurotisch-neurotische Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, heilende- u. Entziehungsakuren. Für Erholungssuchende. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, maderholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Mückenvielle 118.

Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☐ ☐ ☐

Damen-Hüte ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Herren-Konfektion ☐ ☐ ☐
(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Schuhwaren ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Herren- u. Damenschirme
u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Zum Umzug:

Möbel- und Wohnungs - Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel